Delegiertenversammlung 2016

Ab- und Übergänge

Seite 44

Ausgabe **7–8** | 2016

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva
Verband Heime & Institutionen Schweiz

Innenleben

Was ein gutes Heim ausmacht

FACHMESSE FÜR DEN GESUNDHEITSMARKT

25.–28. Oktober 2016

MESSE ZÜRICH

IFAS 2016

WWW.IFAS-MESSE.CH

FASMED · FMH SERVICES · H+ · TM SGTMeH SSTMeH SATMeH · fmch federatio medicorum chirurgicorum helvetica · VSFM

Exhibit & More AG · CH-8117 Fällanden · T +41 (0)44 806 33 77 · info@ifas-messe.ch · www.ifas-messe.ch

«Warum vermisse ich zuhause die Lebensfreude, die ich unter der südlichen Sonne empfinde?»

Beat Leuenberger
Chefredaktor

Liebe Leserin, lieber Leser

Die Ferienzeit ist angebrochen. Ausnahmezustand für viele, wenn immer möglich ausserhalb und fern der eigenen vier Wände.

Es sind wenige Wochen im Jahr, die uns erlauben, auszubrechen aus der angestammten Behausung. Davor und danach ist Alltag.

Die Sommerausgabe der Fachzeitschrift Curaviva befasst sich ausgerechnet mit dem Innenleben dieses Alltags. Ist dieser tatsächlich so grau, wie eine immer wieder gehörte Metapher suggeriert? Nein, er ist es nicht. Sollte er es sein, läuft etwas falsch. Das gilt auch für den Alltag in den Heimen und Institutionen.

Genauso wie der Mensch ein Innenleben hat, haben Gemeinschaften ein inneres Wesen. Es gibt ihnen Identität, Unverwechselbarkeit, Einmaligkeit.

In ihrem Innern speichern Menschen Welterfahrung, dort schlummern die Befindlichkeiten, dort ist die Fantasie zuhause. Eine ganze Welt hat der Mensch in sich: farbig, vielfältig, wild – und zuweilen ziemlich überraschend, merkwürdig, ja kurios.

Auch ein Heim hat ein Innenleben. Oft sehen wir es zwar als selbstverständlich an, dass der Alltag funktioniert, die Cafeteria zu den angegebenen Zeiten geöffnet, der Garten bestellt ist und die Gehwege sauber sind, der Lift funktioniert.

Diese Zuverlässigkeit ist wichtig. Aber sie ist nicht die ganze Miete. Denn wie das Innenleben des Menschen muss auch das Innenleben eines Heims beseelt sein, damit es nicht Hülle bleibt. Genauso wie Menschen nicht ihren ganzen Ehrgeiz darauf verwenden sollten, nur ihre Fassade, ihr Erscheinungsbild zu pflegen, wollen sie nicht Hüllen bleiben, nicht Spielbälle von Moden und Zeiterscheinungen werden. Zu Persönlichkeiten reifen sie so nämlich nicht heran.

Natürlich lässt das äussere Erscheinungsbild auf das Innenleben schliessen. Ein Heim, das von aussen abweisend und ungastlich wirkt, dürfte kaum ein Innenleben haben, das anregend und wohltuend wirkt. Umgekehrt bleibt allerdings auch die architektonisch bestechendste Institution leere Kulisse, wenn in ihrem Innern das Belebende, das Miteinander, das Gesellige nicht gepflegt werden. Jeden Tag – im ganz kommunen Alltag. Was es dazu braucht, davon handelt die Juli/August-Ausgabe der Fachzeitschrift.

Die Ferien sind kein schlechter Zeitpunkt, einmal darüber nachzudenken: Warum vermisse ich zuhause zuweilen die Lebensfreude, die ich unter der südlichen Sonne, in heimatfernen Gegenden empfinde? Wie und warum belebt mich ein Tapetenwechsel? Beim Nachdenken kommen wir eventuell auf eine entspannende Antwort: Tapetenwechsel und südliche Sonne sind das eine. Das andere aber ist das Innenleben, das uns für diese Empfindungen offen macht. Nichts hindert uns daran, diese Empfindungen von Lebensfreude auch im Alltag zuzulassen. ●

Neu, nouveau
CURAVIVA
Fachzeitschrift Curaviva
Revue spécialisée Curaviva
App

SOLUTIONS

Frischer Wind in Ihrer Apotheke und Ihrem Stationsbüro?

Viele von Ihnen kennen mindestens eines der Probleme: Zu wenig Platz, keine Ablagefläche, Chaos im Schrank oder langes Suchen, wenn gerade dringende Dinge anstehen.
Mehr Struktur auf kleinem Raum und die richtigen Logistiklösungen für das Kleinmaterial sind hier gefragt.

Das Kompetenzcenter «Solutions» der Weita AG steht Ihnen mit langjähriger Erfahrung zu Seite, um diesen alltäglichen Zeitfressern und Frustmachern entgegen zu wirken.
Sie sucht für Sie nach den richtigen Lösungen für ein aufgeräumtes Stationsbüro oder stellt die optimale Infrastruktur für die Lagerung von Medikamenten sowie medizinischen Artikeln.

Mit viel Leidenschaft von Anfang bis Ende dabei
Das Team «Solutions» berät, plant und setzt direkt um.
Die praktischen Lösungen werden passgenau auf Sie zugeschnitten – nach Wunsch und Gegebenheiten in ansprechendem Design und mit farbigen Akzenten.

Das scheinbar Unmögliche ist dabei die Herausforderung für die Abteilung.

Das «Solutions»-Team ist aber nicht nur bei Um- und Neubauten von Räumlichkeiten ein guter Partner. Es bietet Lösungen für Transport, Lagerung sowie Spendersysteme und greift dabei auf Top-Lieferanten mit qualitativ hervorragenden Produkten zurück.

Haben Sie Fragen? Oder wünschen Sie Unterstützung bei Ihrem Projekt? Kontaktieren Sie unsere Abteilung «Solutions» unverbindlich. Sie steht Ihnen gerne bei Ihren Anliegen zur Verfügung.

Weita AG
Kompetenzzentrum «Solutions»
Nordring 2
4147 Aesch

Telefon 061 706 66 00
Fax 061 706 66 01

info@weitasolutions.ch
www.weitasolutions.ch

Modulsysteme

Spendersysteme

Medizintechnik

Grossküchentechnik

Referenz-Projekte:
www.weitasolutions.ch/referenz

Höfe und Atrien

Gärten und Anlagen

Abschiede und Begrüssungen

Inhaltsverzeichnis

Innenleben

Sorgfältige Planung
Soll der Bau aussen und innen gelingen, gilt es sorgfältig zu planen – bereits bevor die Bagger auffahren. 6

Aussenräume im Innern
Seit der Mensch feste Behausungen baut, ist der Innenhof ein wichtiger Teil von Siedlungen. Ein einladender Hof ist für ein Altersheim viel wert. 15

Bewegung in der Vertikalen
Lifte sind unverzichtbare Transportmittel in Heimen. Man könnte mehr als ein Nutzfahrzeug aus ihnen machen. 19

Paradies auf Erden
Jeder Garten sei ein Abbild des Garten Eden, sagt man. Gute Gartengestalter können tatsächlich Paradiese schaffen. 21

Sicher, sauber – und einladend
Nasszellen in Heimen müssen praktisch und sicher sein. Daneben darf man WC und Bad aber durchaus einladend gestalten. 26

Bauliche Massnahmen und Unterstützung
In der Zürcher Familienheim-Genossenschaft dürfen alte Menschen wohnen bleiben, auch wenn sie körperlich eingeschränkt sind. Die Genossenschaft machts möglich. 28

Der Wert der Gemeinschaftsräume
Gemeinschaftsräume verbessern die Lebensqualität auf vielfältige Weise, sofern sie wohnpsychologische Bedingungen erfüllen. 33

«Active and Assisted Living»
Das europäische Programm ermöglicht es älteren Menschen, ein selbstständiges Leben aufrechtzuerhalten. 36

Ethisch brisant
Bei der Anwendung von Assistierender Technologie für ältere Menschen gilt es auch ethische Aspekte zu berücksichtigen. 40

Politik

Lohrs Legislatur
Wie stark ist unser Wohlstand wirklich gefährdet? 43

Verband

Delegiertenversammlung 2016
Neue Mitglieder im Vorstand von Curaviva Schweiz 44

Journal

Carte blanche, Kurznachrichten 49
Stelleninserate 13, 32

Titelbild: Atrium des neu bezogenen Alterszentrums «Obere Mühle» in Lenzburg: Raffiniertes Spiel mit dem Sehen und Gesehen-Werden. Foto: Ariel Huber, Lausanne

Impressum Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2016, 87. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Ringier Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: markus.haas@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Susanne Weber • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11×, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 4000 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.),

Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe.

ISSN 1663-6058

Sorgfältige Planung ist das A und O des gelingenden Bauens

Wenn der Bagger auffährt, ist das Wesentliche schon gelaufen

Bauprojekte sind wie Eisberge. Sichtbar ist nur die Spitze. Die grosse Masse, die den Eisberg wie auch das Bauprojekt stabilisiert, liegt unter der Oberfläche. Von allem, was es beim Erneuerungsvorhaben einer Altersinstitution bereits vor Baubeginn zu beachten gilt, handelt dieser Artikel.

Von Ivo Moeschlin*

Wir sind an der zweiten Baukommissionssitzung des mittelgrossen Alters- und Pflegezentrums Sonnenhalde (Name fiktiv). Der offizielle Projektstart ist erfolgt. Nach ein paar Turbulenzen in einer ersten Gemeindeversammlung ist im zweiten Anlauf eine grosse Unterstützung für das Erneuerungsvorhaben zustande gekommen. Alle sind motiviert und freuen sich, dass in drei Jahren das neue Zentrum eingeweiht werden soll. An dieser Sitzung geht es um die Beauftragung des Planerteams, die Klärung der nächsten Schritte und die Verabschiedung des Pflichtenhefts.

* **Ivo Moeschlin,** dipl. Architekt ETH SIA KUB, ist Mitinhaber von «arc Consulting», einem Büro, das Planungs- und Bauprozesse begleitet unter Einbezug von Kosten, Architektur, Wirtschaftlichkeit, Terminen, Recht und Standortfaktoren. Speziell fokussiert «arc Consulting» auf die Phasen vor dem Bauen, die strategischen Phasen und die Durchführung von Wettbewerben.

Diese Baukommissionssitzung ist eine von vielen, die den Bauprozess begleiten. Um zu verstehen, wo der Prozess begonnen hat, soll anhand des Beispiels «Sonnenhalde» auf die Anfänge zurückgeblickt werden.

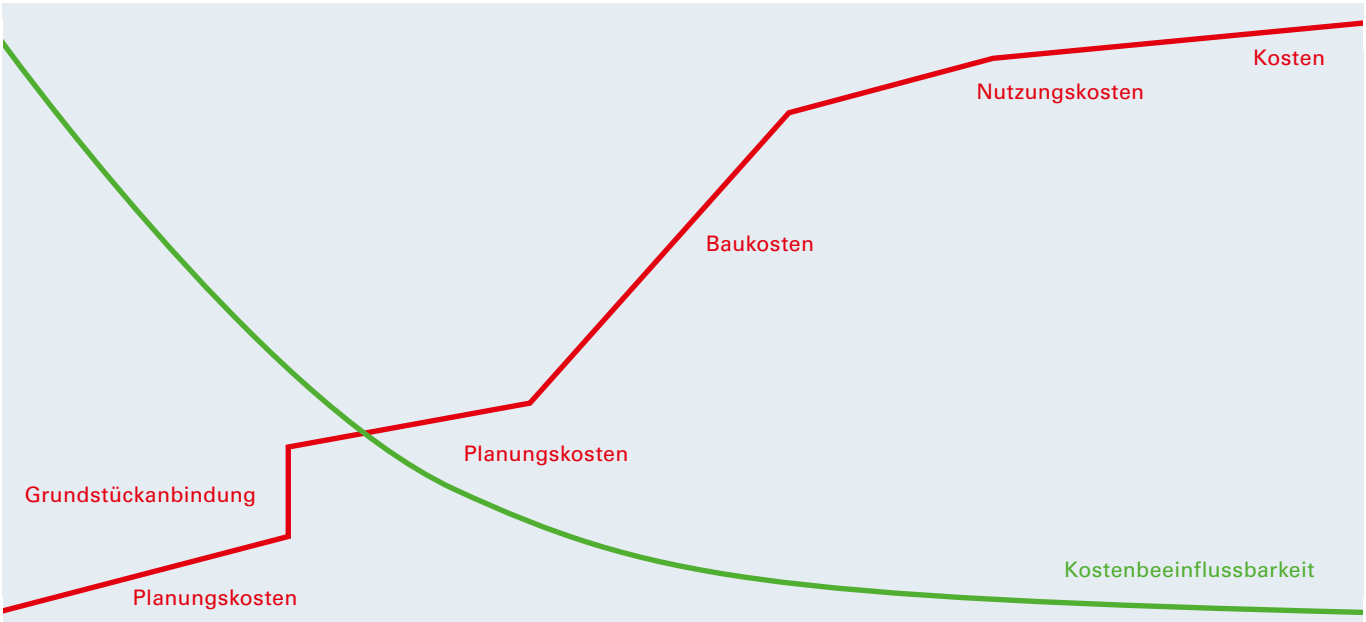
Handlungsbedarf analysieren

Vor zwei Jahren stellen die Heimleitung und das Aufsichtsgremium fest, dass in der Institution Sonnenhalde dringender Handlungsbedarf besteht. Der Altbauteil genügt den heutigen Anforderungen schon lange nicht mehr. Die Raumangebote für die zunehmend umfangreicheren Büroarbeiten des Personals sind zu eng; zum Teil entsprechen sie nicht einmal mehr den Vorschriften. Die Heizung ist alt und könnte bald aussteigen. Und auch im Neubau, der inzwischen schon 23-jährig ist, gibt es Renovationsbedarf.

Nach anfänglichen Turbulenzen ist in der Gemeinde grosse Unterstützung zustande gekommen.

Das Leitungsgremium entscheidet sich, eine Planungskommission einzuberufen. Diese kommt nach drei Sitzungen zum Schluss, dass sie sowohl aus Ressourcengründen wie auch aus Gründen des Knowhows nicht in der Lage ist, das ganze Problemfeld alleine zu analysieren und in bearbeitbare Schritte zu gliedern. Sie beschliessen, Unterstützung zu suchen, und finden über das Beraternetzwerk von Curaviva Schweiz (www.curaviva.ch/Dienstleistungen) eine erfahrene Beraterfirma, die zur Kultur des Betriebs passt.

In einer ersten Runde werden die bestehenden Mängel erfasst. Das ist aber nur ein Baustein. Wichtig sind auch die Fragen: Wohin soll die Reise gehen? Wie gross ist das Budget? Will man eher ein luxuriöses Wellnessressort bauen oder ein bodenständige, zweckmässige Einrichtung? Ist die Organisationsform der Institution noch passend, oder kann man die Initialisierung >>

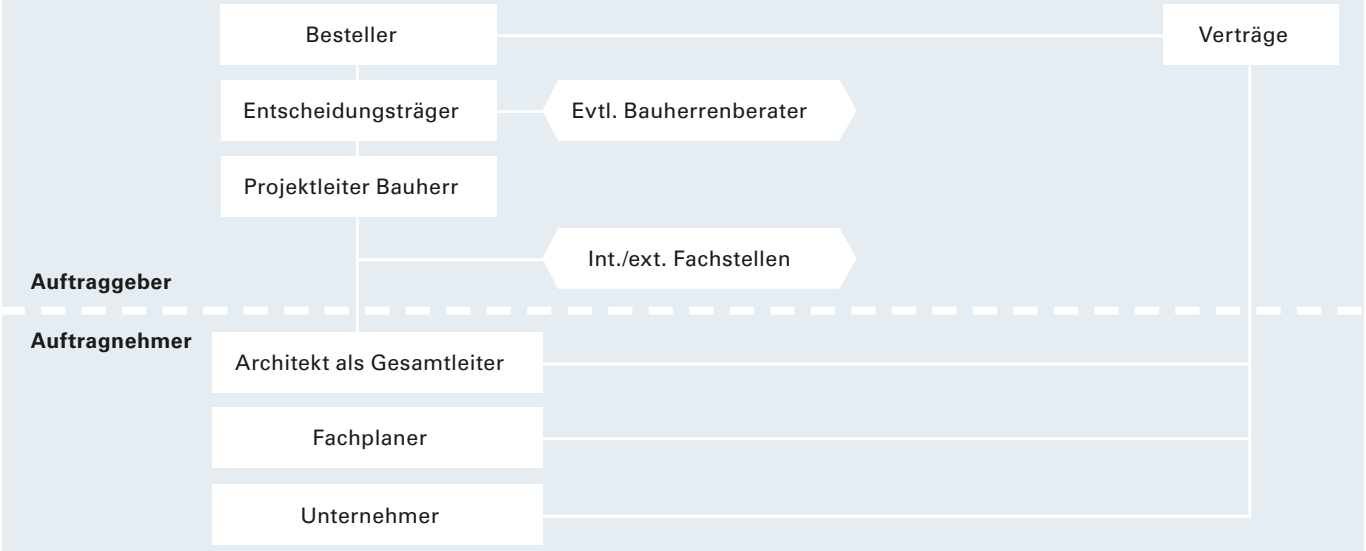


Die Grafik zeigt die Beeinflussbarkeit der Kosten im Verlauf eines Gesamtprojekts. Damit wird deutlich, dass in der Anfangsphase die entscheidenden Weichenstellungen gemacht werden und dass hier auch ein grosses Mass an Aufmerksamkeit bezüglich Strategie und Geschäftsmodell nötig ist. Wenn zu schnell nur in baulichen Parametern gedacht wird, entstehen oft schwerwiegende Risiken.

Quelle: Patrick Scarpelli, cctm consulting AG, Basel

Umsetzungsart «Architekt»

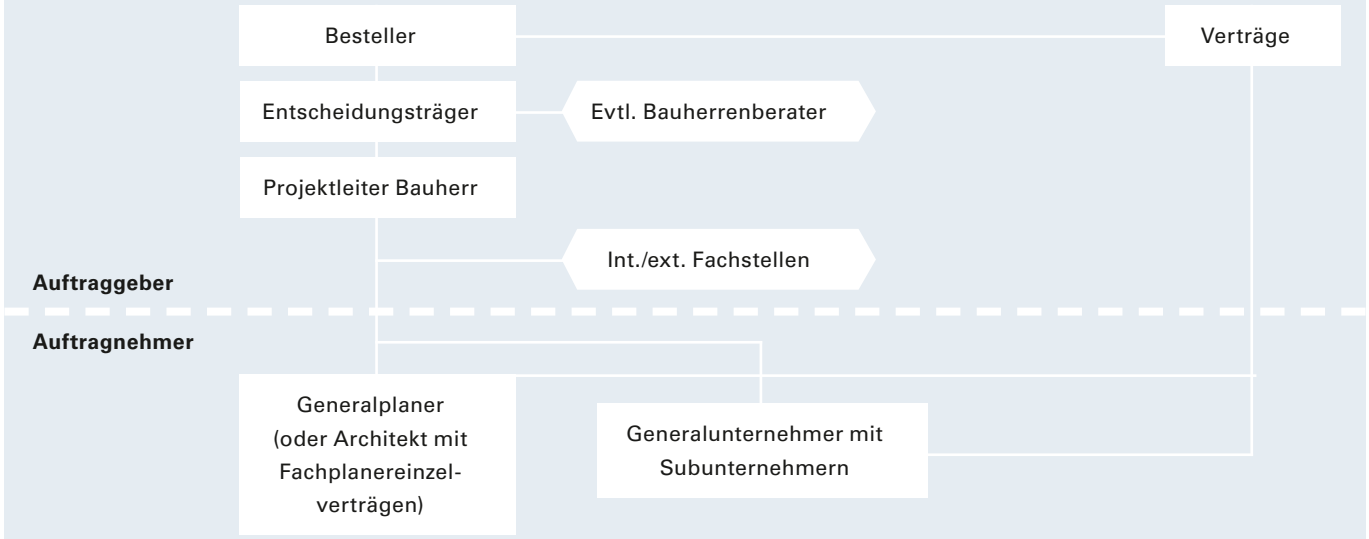
Achtung:
- Viele Verträge mit Bauherr
- Starke Projektorganisation aufbauen, Änderungsmanagement
- Kein Fixpreis
- Geeignet für kleinere Projekte



Für die Bauherrschaft gibt es verschiedene Möglichkeiten, Bauleistungen umzusetzen. Die Wahl des Modells sollte optimalerweise vor dem Start des Vorprojekts erfolgen: Traditionelles Modell mit Gesamtleiter Architekt.

Umsetzungsart «GU»

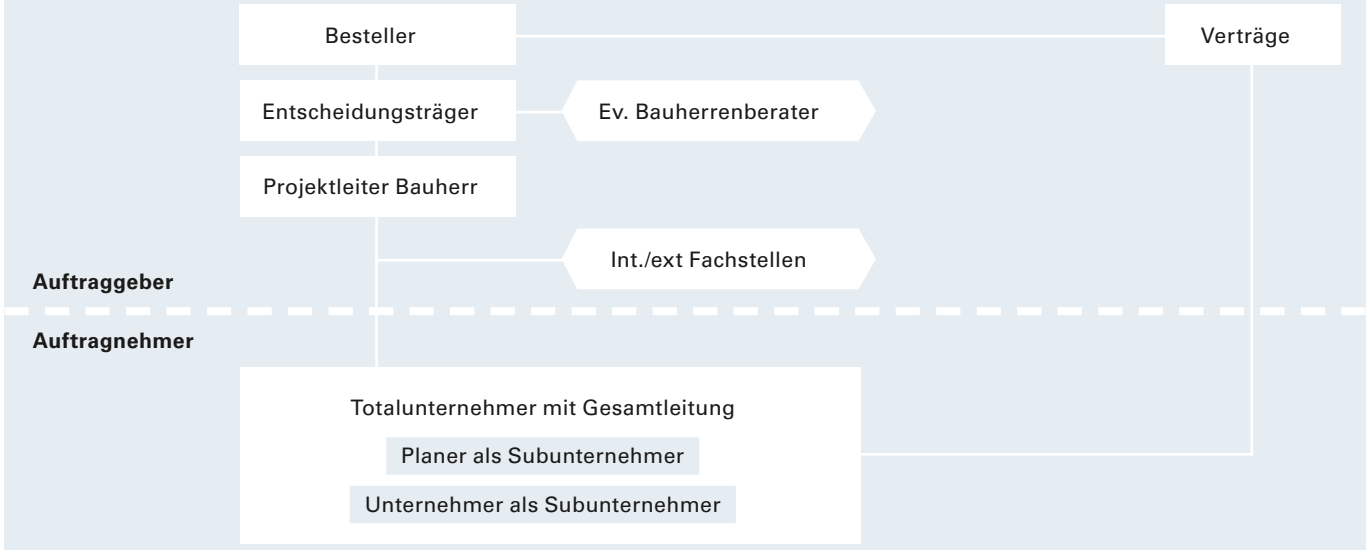
Achtung:
- Fähigkeit GU prüfen
- Konfliktfeld Planer – GU
- Möglichst keine Änderungen!
- Claim Management des GU
- Theoretischer Fixpreis



Modell mit Generalunternehmer (GU) für die Realisation.

Umsetzungsart «TU»

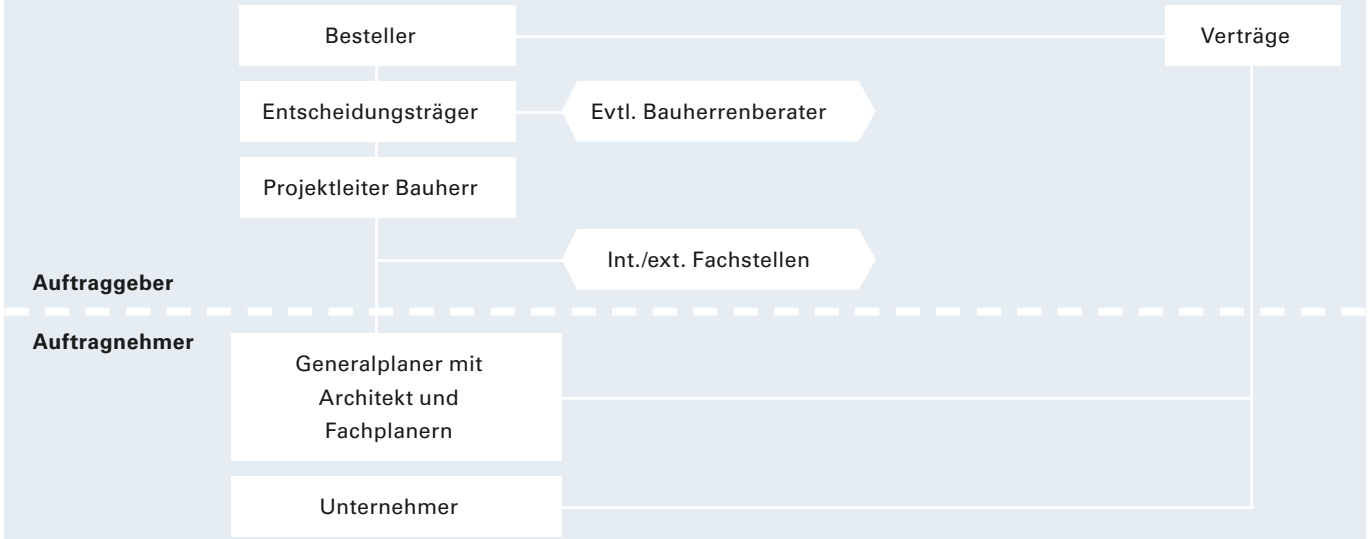
Achtung:
- Fähigkeit TU prüfen
- Konfliktfeld Bauherr – TU
- Möglichst keine Änderungen!
- Claim Management des TU
- Theoretischer Fixpreis



Modell mit Totalunternehmer (TU) für diverse Phasen möglich.

Umsetzungsart «GP»

Achtung:
- Fähigkeit GP prüfen
- Änderungsmanagement
- Kein Fixpreis



Modell mit Generalplaner (GP), Umsetzung traditionell.

des Projekts als Anlass nehmen, diese zentrale Ausgangslage (öffentlich-rechtlich, Stiftung etc.) nochmals zu erörtern?
Diese ersten Fragen der Positionierung sind mit einer seriösen Bedarfsabklärung verbunden, bezogen auf die regionale Situation und die soziodemografische Entwicklung, sowie auf Szenarien von möglichen betrieblichen Bewirtschaftungskonzepten. Das Geschäftsmodell ist in Berichtsform zu erarbeiten.
Die Wirtschaftlichkeitsfragen sind sowohl auf der betrieblichen Seite (Angebot, Plätze, Personalschlüssel etc.) wie auch auf der Investitionsseite (Eigenkapital, Fremdkapital, Art der Finanzierung) zu prüfen.

Den Prozess von Anfang bis Ende durchdenken

Nach diesen intensiven Recherche- und Entwicklungsarbeiten gibt es auch handfeste Knackpunkte zu lösen. Wie geht das mit dem Betrieb während der Bauzeit? Braucht es ein Provisorium? Und wenn man mit diesen Überlegungen über dem ganzen Themenfeld kreist, kommt die wichtige und richtige grundsätzliche Frage, ob das Angebot überhaupt am richtigen Ort im Siedlungskontext liegt. Wenn sich dann noch eine mögliche Landreserve im Zentrum anbietet, gilt es, diese Variante genau zu prüfen.
Bauen ist immer mit viel Aufwand, Lärm und Dreck verbunden. Es können Verzögerungen auftreten, es kann heftige Auseinandersetzungen mit den beauftragten Realisationsunternehmungen um die Preise geben. Und auch Nachforderungen und das Ringen um Qualitätseinhaltung gehören zum Bauprozess. Das heisst, alle Massnahmen, die dazu führen, dass das Angebot die nächsten 30 Jahre am richtigen Ort wirtschaften kann und dass auch die Umsetzungsphase für alle Beteiligten einigermassen gut zu bewältigen ist, sind prioritär.

Es gibt auch handfeste Knackpunkte zu lösen wie: Braucht es ein Provisorium während der Bauzeit?

Dieser längere Auslotungsprozess wird mit einer Machbarkeitsstudie des priorisierten Lösungsansatzes untermauert.

Know-how aus dem Betrieb abholen

Ganz wichtig ist jetzt die Integration der Fachkompetenz, die in der Institution schlummert. Mit verschiedenen Workshops oder Gesprächsrunden werden die vielen wichtigen Hinweise aus dem Betrieb gesammelt und können so phasengerecht abgerufen oder auch nochmals vertieft weiterdiskutiert werden. Die externen Berater sammeln die so anfallenden Daten und Erkenntnisse und formulieren eine erste Bestellung. Aus diesem Dossier entstehen später einerseits das Wettbewerbsprogramm und andererseits auch das Projektpflichtenheft. >>

Weitere Informationen: www.curaviva.ch/Veranstaltungen/CURAVIVA-Impulstage/Unterlagen-Impulstage-2016/Neubau-Umbau-Erweiterung-Herausforderungen-und-moegliche-Loesungsansaetze/op4iK3Yn/Pz0KN/

ZSB Zentrum für Systemische Therapie und Beratung BERN

Neuer Weiterbildungsgang am ZSB Bern:

Master of Advanced Studies ZSB in Systemischer Beratung und Pädagogik

MAS - ZSB, Umfang: 60 ECTS
Beginn: November 2016

Richtet sich an Personen aus dem psychosozialen Bereich, sowie Sozial- und Heilpädagogik, die sich fundierte, systemische Kompetenzen für ihre Arbeit im beraterischen und pädagogischen Umfeld aneignen möchten.

Ausführliche Informationen sowie Anmeldung unter www.zsb-bern.ch
Sekretariat: Villettemattstrasse 15, CH-3007 Bern, info@zsb-bern.ch

CURAVIVA weiterbildung

Praxisnah und persönlich.

lebens weg biografisch arbeiten

25./26. Oktober 2016
Luzern

www.weiterbildung.curaviva.ch/sozialpaedagogik

REHACARE® INTERNATIONAL

Fachmesse und Kongress

Selbstbestimmt leben

Düsseldorf, Deutschland
28. Sept. – 1. Okt. 2016

www.rehacare.de

mas-concept AG
Neugasse 29 _ 6300 Zug
Tel. +41 (41) 711 18 00
info@mas-concept.ch
Hotel- und Reiseangebote:
www.duesseldorf-tourismus.de _ www.travelxperts.ch

Messe Düsseldorf

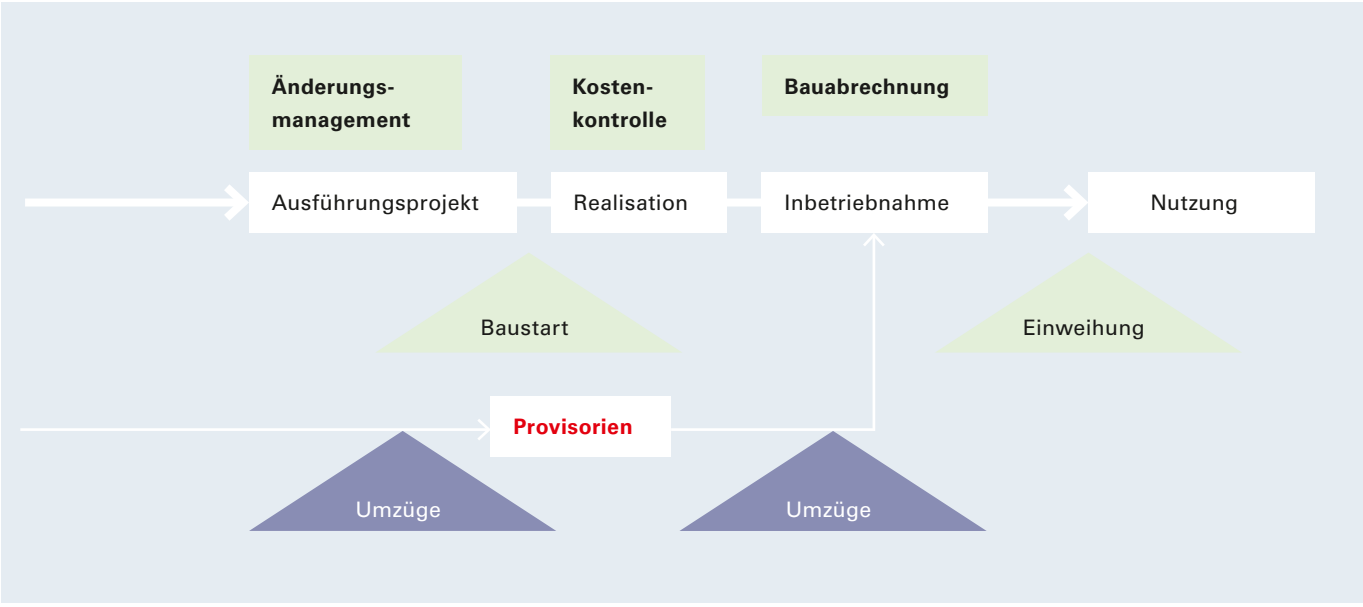
Neues Themendossier: Das Dossier «Wohnen und Architektur» von Curaviva Schweiz wird durch das Dossier «Innenarchitektur «Healing Architecture – ein neues Wohnkonzept» erweitert. Dipl. Ing. Susanne Wagner, Innenarchitektur BDIA, zeigt darin auf, wie Architektur und Innenarchitektur zusammenspielen. In Text und Bild erklärt sie, worauf bei der Wahl von Möbeln, Farben, Stoffen usw. zu achten ist, damit die Räume stimmig sind, so dass sich Bewohnerinnen und Bewohner, Angehörige und Mitarbeitende gerne darin aufhalten und Wohnlichkeit und Sicherheit erfahren.

Direktlink:
www.curaviva.ch/InnenarchitekturAlter

Im Fall der Sonnenhalde mit der Gemeinde als Betreiberin ist klar, dass das öffentliche Beschaffungswesen berücksichtigt werden muss. Für die Planungsarbeiten wird ein Wettbewerb ausgeschrieben. Dank den acht gut ausgearbeiteten Projektvorschlägen kann die von der Bauherrschaft definierte Jury das beste Projekt auswählen.
Vor einem Monat konnte das Projekt an einer Informationsveranstaltung dem Publikum präsentiert werden, und an der zweiten Gemeindeversammlung mit diesem Traktandum gab es diesmal eine breite Zustimmung zum Vorhaben und zum Planungskredit.

Die Bauorganisation definieren
Nach dieser Rückblende, die dargestellt hat, wie die Grundlagen aufbereitet wurden, sind wir nun also bei der zweiten Baukom- >>

Schema eines Planungsprozesses, Teil 1 (oben) und Teil 2 (unten).



Hauptprozess Parallelprozess

Tipps für den gesamten Prozess

Wo knirscht und knackt es häufig in Projekten?

In allen Phasen:
- Alle Interessierten im Rahmen eines übergreifenden Kommunikations- und Beteiligungskonzepts phasengerecht begrüssen respektive einbinden
- Nicht nur kritisieren, auch loben, wenn es etwas zu loben gibt

In der Startphase:
- Betriebliche Bedürfnisse versus Wunschzielbild der Institution ausloten
- Die erste «logischste» Idee ist häufig nicht die zukunftsfähigste
- Ist man mit genug Fachkompetenz ausgerüstet, oder muss man sich für den Gesamtprozess allenfalls externe Verstärkung organisieren?

In der Ideenkonkretisierungsphase:
- Breites Variantenspektrum zulassen, Standortfragen gut prüfen
- Lösungsansätze in Machbarkeitsstudien möglichst mit mehreren Szenarien prüfen
- Frühzeitig mögliche Provisorien für die Bauphasen andenken
- Überprüfen des Geschäftsmodells
- Die Finanzierung in Modellen und Szenarien über eine Betrachtungsdauer von 30 Jahren erarbeiten
- Prüfen, ob das öffentliche Beschaffungswesen zur Anwendung kommt
- Alle Einbettungen in übergeordnete Regelwerke prüfen (zum Beispiel Finanzen, Gesetze)

In der Wettbewerbsphase:
- Wettbewerbe lohnen sich, da viele Ideen geprüft werden können und mit keinem anderen Verfahren so unterschiedliche Vorschläge zu einem relativ günstigen Preis evaluiert werden können
- Wettbewerbe müssen präzise vorbereitet und durchgeführt werden, die Resultate werden besser und vergleichbarer
- Kommunikation mit Bevölkerung und Nachbarn aufstarten

Im Vorprojekt:
- Das Vorprojekt ist das Mass: Hier soll man Zeit und Bestellerkapazität investieren
- Gibt es Altlasten oder Gebäudeverschmutzungen (Asbest etc.)?
- Standards festlegen (zum Beispiel «Minergie P», «eco», «Gutes Innenraumklima» etc.); will man zertifizieren oder nur anstreben?
- Spezifische bauliche Anforderungen für die Zielgruppe nicht vergessen: Licht, Akustik, Platz für Hilfsmittel
- Am Ende dieser Phase soll das Projektpflichtenheft einen Stand erreicht haben, der für jeden Raum relativ genaue Angaben macht

Im Bauprojekt, bei der Baueingabe:
- Mit allen relevanten Ämtern Kontakt aufnehmen und umfassend vorabklären
- Rekursrisiko: eventuell durch vorgezogene Baueingaben mindern – offen kommunizieren
- Wichtige Themen sind Brandschutz, Denkmalpflege, Anforderungen an die Arbeitsplätze und die Arbeitssicherheit

In der Ausschreibungsphase und Ausführungsplanung:
- Ausschreibungen terminlich auf Ende Jahr legen lohnt sich, es gibt häufig günstigere Angebote
- 90 Prozent fertig planen und vergeben, bevor der Bau startet

In der Realisierung:
- Präzises Änderungs- und Kostenmanagement aufziehen
- Monats- oder Quartalsberichte von der Gesamtleitung einfordern
- Qualitätskontrollen gemäss vorgängig definiertem Raster durchführen

Im Abschluss des Bauprojekts und bei der Inbetriebnahme:
- Abnahmen und integrale Tests frühzeitig planen und beharrlich durchziehen
- Kompakte Mängelbehebung organisieren

In der neuen Nutzungsphase:
- Die neue Nutzungsphase so planen, dass man fit ist, die ganze Anlage zu warten und zu bewirtschaften
- Ein richtig gutes Einweihungsfest machen

missionssitzung (BK) angelangt und planen die nächsten Schritte:
Die BK bestätigt das favorisierte Umsetzungsmodell mit einem Generalplaner. Der Vertrag soll in den nächsten drei Wochen bereinigt und unterschrieben werden. Die Bauherrschaft hat sich entschieden, die Vertragsvorlage der öffentlichen Hand als Basis zu nehmen (www.kbob.admin.ch).

Kosten- und Terminsicherheit erhöhen

Der Berater erklärt der Bauherrschaft die Bedeutung der nun anstehenden Vorprojektphase. Das Vorprojekt dient dazu, die Bestellung in hohem Mass zu präzisieren. Bei der Kostenschätzung soll jetzt das erste Mal nicht mehr mit Benchmarks kalkuliert werden, sondern die geplanten Bauelemente werden einzeln erfasst, womit sich die Prognosegenauigkeit erhöht. Mit den modernen Methoden kann in diesem Stadium das Projekt sehr präzise in das mögliche Zielkostenband einjustiert werden. Natürlich gibt es weiterhin Risiken, die benannt und im Verlauf des Projekts beobachtet werden müssen. So sind zum Beispiel im Umbau Überraschungen nicht auszuschliessen.

Es kann heftige Auseinandersetzungen mit Unternehmungen um die Preise geben.

Parallel zur Weiterentwicklung des architektonischen Projekts müssen die betrieblich notwendigen Anpassungen überlegt und in den Terminplan eingebaut werden. Eine Arbeitsschnittmenge zwischen den planenden Architekten und dem Betrieb sind Szenarien zur baulichen Umsetzung und die Evaluation von möglichen Provisorien.

Den Prozess kontrollieren

Für die Phase nach dem Vorprojekt drängt der Berater die Bauherrschaft und die Planer zu einer möglichst raschen Baueingabe, damit mögliche Rekursrisiken aus der Nachbarschaft in den geplanten Meilenstein-Terminplan integriert werden könnten. Da gilt es die gute offene Kommunikation weiterzuführen und die verschiedenen Interessengruppen persönlich zu begrüssen. Ein weiterer Aspekt, den wir in die Terminplanung einbauen müssen, ist die präzise Verortung der Submissionsphasen. Unternehmer planen die Auslastung des nächsten Jahres nach wie vor so, dass sie sich sehr gerne zum Jahresabschluss noch Auftragspakete für das Folgejahr sichern wollen. Darum ist es für die Bauherrschaft attraktiv, Vergabeverhandlungen von November bis Januar zu führen.
Falls kantonale Subventionen beansprucht werden können, ist dieser weitere Parallelprozess in das Meilensteinprogramm einzubauen.
Die Koordination dieser gleichzeitigen Projekte sowie die Überwachung der Bauherrschaft (Nachbestellungen, Sonderwünsche mit Kostenfolgen etc.) und die Leitung der Planer ist die Aufgabe des Bauherren-Projektleiters.
Nach der intensiven Startsitzung mit den Planern freut sich das ganze Gremium auf eine drei Jahre dauernde gute Zusammenarbeit und auf ein tolles neues Alterszentrum. Heute gibt es aber zuerst ein gemeinsames Mittagessen im Restaurant Adler. ●

Karriere
ist. Beim Kanton Bern.

Das Alters- und Behindertenamt der Gesundheits- und Fürsorgedirektion sucht per 1. November 2016 oder nach Vereinbarung eine oder eine/n

Leiter / in Abteilung Alter

Sie sind verantwortlich für die Steuerung, Entwicklung, Bewilligung und Aufsicht von bedarfsgerechten Angeboten im stationären und ambulanten Altersbereich.

Sie verfügen über einen Fachhochschulabschluss oder Hochschulabschluss im Gesundheits- und Altersbereich und bringen mehrjährige Führungserfahrung mit.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Weitere Informationen zu dieser Stelle finden Sie unter www.be.ch/jobs (Referenz-Nr. 49125).

AUTHENTIZITÄT, DIE ÜBERZEUGT

Wärme, Wohnlichkeit, Natürlichkeit: Diese Kriterien spielen bei der Gestaltung von Innenräumen eine bedeutende Rolle. Auch in Gesundheitseinrichtungen wird der Wohlfühlfaktor immer wichtiger. Der neue Kautschuk-Bodenbelag noraplan® valua von nora schafft mit seinen warmen Farben und der natürlich strukturierten Oberfläche in jedem Raum eine wohnliche Atmosphäre.

Natürlicher, unregelmässiger Look
Die strukturierte Oberfläche von noraplan valua bringt Leben in den Boden, verleiht ihm Tiefe und Wertigkeit. Noraplan valua verbindet die Authentizität des Materials Kautschuk mit einer an die Natur angelehnten Ungleichmässigkeit. Der neue Bodenbelag punktet nicht nur mit seiner attraktiven Optik, sondern auch mit den Materialeigenschaften des dauerelastischen Kautschuks. Er ist extrem widerstandsfähig und zugleich ergonomisch, besitzt hervorragende akustische Eigenschaften und lässt sich leicht reinigen. Außerdem ist er frei von PVC, Weichmachern (Phthalaten) sowie Halogenen und sorgt somit für eine gesunde Innenraumluft. Als Qualitätsprodukt erfüllt noraplan valua alle Ansprüche an einen langlebigen und nachhaltigen Bodenbelag.

Lange Lebensdauer
Nora Bodenbeläge bestehen durch und durch aus Kautschuk, ihre Oberfläche ist fest verschlossen und somit nahezu unverwüstlich: Flecken, Kratzer und andere Beschädigungen haben daher kaum eine Chance. Zudem benötigen Kautschuk-Beläge im Gegensatz zu anderen elastischen Bodenbelägen keine Beschichtung – ein grosser Vorzug. Denn diese müssen in regelmässigen Abständen zeit- und kostenaufwändig neu beschichtet werden, sobald die anfällige Oberfläche verkratzt, fleckig oder abgelaufen ist. Nora Bodenbeläge sehen hingegen auch nach jahrzehntelanger intensiver Beanspruchung noch nahezu aus wie neu. Alles in allem: Durch ihre hohe Verschleissfestigkeit sind nora Bodenbeläge extrem langlebig und eignen sich perfekt für Spitäler sowie Alters- und Pflegeheime.

nora flooring systems ag
Gewerbestrasse 16
CH-8800 Thalwil
Tel.: 044 835 22 88
mail: info-ch@nora.com
Internet: www.nora.com/ch

nora®

---

tramapack
VERPACKUNGEN FÜR INDUSTRIE UND WERBUNG

Spitäler und Alters – und Pflegeheime

SÄCKE FÜR SPEZIALABFÄLLE UND INFEKTIÖSE ABFÄLLE

PATIENTEN-EFFEKTEN-TASCHEN

NACHTTISCHBEUTEL

Diese Produktreihe ist für die Spitalhygiene und für Pflegepersonal bestimmt.

Seit mehr als 40 Jahren im Dienste des Gemeinwesens

Andrea Pellitteri
Ihr Ansprechpartner
für weitere Auskünfte,
ein Angebot oder
ein persönliches Gespräch
+41 (0)79 939 57 15
a.pellitteri@tramapack.com

Höfe und Atrien beleben die Heime und sind gemeinschaftsfördernd

Aussenraum im Innern

Im Alter verlagert sich das Leben nach innen. Das muss nicht Rückzug bedeuten. Kluge Architektur macht es möglich, das Aussen nach innen zu holen – mit Höfen, Atrien und Laubengängen. Das Heim wird so zu einer Art Theaterraum.

Von Urs Tremp

Einer der bekanntesten Filme von Alfred Hitchcock ist «Rear Window» aus dem Jahr 1954. In der deutschen Version kennt man ihn als «Das Fenster zum Hof». Der Fotoreporter Jeff (James Stewart) ist an die Wohnung und an den Rollstuhl gebunden, weil er ein Bein gebrochen hat. Mehr aus Langeweile denn aus Neugier beginnt er mit dem Feldstecher zu beobachten, was sich auf der Gegenseite des Hofs tut. Je länger er beobachtet, desto mehr ist er überzeugt, dass der Nachbar von vis-à-vis seine Frau ermordet hat. Jeffs Verlobte und die Pflegerin sind erst skeptisch, werden aber – wie der Kinozuschauer – mehr und mehr in Jeffs Mordtheorie eingebunden. Am Ende des Films gibt es tatsächlich eine Verhaftung – und Jeff sitzt mit zwei gebrochenen Beinen im Rollstuhl …

Was Hitchcock in «Rear Window» vorführt: Der Innenhof eines Gebäudes – oder eines Ensembles von Gebäuden – ist auch Vorstellungsraum. Auf dem Platz und um den Platz agieren Menschen. Und wie auf den Tribünen eines Amphitheaters können Menschen zuschauen und sich einen Reim auf das machen, was sie sehen.

Der Hof hat in der Baugeschichte der Menschheit eine lange Tradition. In früheren Zeiten war er schlicht eine Schutzzone, in die wilde Tiere und feindlich gesinnte Menschen nicht oder nur schwer eindringen konnten. Er diente aber auch als Schutz vor der prallen Sonne und vor dem Wind. Er war Kamin für die zentrale Feuerstelle, er regelte die Luftzirkulation, funktionierte als Wärmespeicher und war die zentrale Verkehrsdrehscheibe für die Erschliessung der einzelnen Gebäude(-teile). Letzteres ist er in modernen Hofbausiedlungen bis heute.

Höfe sind von alters her Arbeitsort, Treffpunkt, Spielplatz und Versammlungsort.

Zwischen öffentlichem und privatem Raum

Gleichfalls ist dem Hof eine Funktion geblieben, die er schon früher hatte – ob in den Gebäuden des antiken Nahen und Mittleren Orients, im alten Griechenland oder im Römischen Reich: Er ist der Puffer zwischen privatem und öffentlichem Raum. Entsprechend waren Höfe schon immer Treffpunkt, Spielplatz, Versammlungsort, aber auch der Ort individueller oder gemeinschaftlicher Arbeit.

Zwar hat sich diese Art Hof in den verschiedenen Kulturen vor allem in den Städten herausgebildet, aber das Modell findet sich in unseren Landesgegenden auch in bäuerlich-dörflichen Gemeinschaften – als Dorfplatz.

Mit der zunehmenden Privatisierung des Wohnens, der Aufteilung des Lebens zwischen Arbeiten und Wohnen, der Möglichkeit ortsunabhängiger Kommunikation und den neuen technischen Mitteln, sich gegen Wetterunbilden zu schützen, hat der Hof viele der ursprünglichen Funktionen verloren. Allerdings ist die Hofsiedlung nie ausgestorben. In Zürich gibt es ganze Quartiere, in denen sich Wohnkomplexe um Innenhöfe gruppieren. Lange Zeit waren diese Innenhöfe das Land der Handwerker und Kleinbuden. Sie funktionierten als kleines Quartier im Quartier mit entsprechend gemeinschaftsbildendem Charakter.

Heute sind viele dieser Höfe zu Spielplätzen, Grünoasen oder Treffpunkten mit Cafés oder anderen Versammlungseinrich- >>

Wie in einem Theater: Entwurf für einen Atriumbau des Alters- und Pflegeheims Humanitas in Basel.

Visualisierung: Bachelard Wagner Architekten, Basel

Beispiel einer Hofsiedlung für alte Menschen: Projekt für das Alterszentrum Pradl in Innsbruck (Österreich).

Visualisierung: Thomas Mathoy Architekten, Innsbruck

tungen geworden. Sie werden bewusst für das Quartierleben geplant und sind heute in ihren Ausprägungen ganz unterschiedlich konzipiert. So werden die Innenhöfe einzelner Siedlungsteile so neben- und hintereinander gruppiert, dass der Hof neben seinen ursprünglichen Aufgaben zur Verkehrs- und Durchgangszone wird.

Architektur für das Alter

Wie reizvoll es ist, an einem Ort mit Fenster zum Hof zu wohnen, weiss man nicht erst seit Alfred Hitchcock. Ist es im urbanen Kontext ein Gebot der Verdichtung und der Ökologie, Hofsiedlungen zu bauen, sind Hofhäuser und -siedlungen für ältere und alte Menschen, also auch für Alters- und Pflegeheime, eine Architektur der «inneren Belebung»: Nicht nur, dass Hofhäuser und -siedlungen zugleich Privatsphäre und nachbarschaftliche Nähe gewährleisten. Die Architektur nimmt quasi auf, was im Alter ganz natürlich passiert: Das Leben verlagert sich von aussen immer mehr nach innen. So gesehen, kommt sie alten Menschen entgegen – Architektur als Entsprechung des Lebensabschnitts. Der Hof ist – ob nach oben offen oder atriumartig überdacht – ein Aussenraum im Innern. Und er ist überschaubar. Der Hof hat zwar nicht die Intimität einer Wohnung, aber auch nicht die Weitläufigkeit und Unverbindlichkeit eines öffentlichen Platzes. Die Leute, die hier verkehren, sind einander bekannt. So stärkt ein Hof das Gefühl der Zusammengehörigkeit.

Wie von selbst wird der Hof zur Bühne. Die Bewohnerinnen und Bewohner sind einmal Zuschauer, einmal Darsteller. Dass sie Darsteller auf einer Bühne in vertrauter Umgebung sind und mit Zuschauerinnen und Zuschauern, die sie kennen, senkt die Hemmschwelle, sich darauf zu bewegen. Das fördert die Kommunikation unter den Menschen, erhält sie aktiv und neugierig. Unterstrichen werden kann der Charakter eines Theaters, wenn Laubengänge die Wohneinheiten um den Hof erschliessen. Sie sind dann nicht mehr einzig Erschliessungs- und Kommunikationsfläche, sondern auch Balkon, der die Funktion als Zuschauertribüne gar noch architektonisch unterstreichen kann, wenn Teile der Laubengänge ausgekragt werden und so mit entsprechender Möblierung die Funktion von Logen bekommen.

Höfe können funktionieren wie ein Theater – mit Bühne, Balkonen und Logen.

Das eben erst bezogene neue Alterszentrum «Obere Mühle» in Lenzburg spielt auf raffinierte Art mit dem Sehen-und-Gesehen-Werden in Innenhöfen. Er ist nicht eigentlich ein (offener) Hof, vielmehr ein Atrium mit Glasdach, das Tageslicht ins Innere bringt (siehe Titelbild). Dieses Innere ist nicht einfach ein gleichmässiges Geviert, sondern ein ausgeklügelt verwinkelter Platz, der so mehrere Plätze ist, zum Verweilen einlädt und als Verkehrsebene funktioniert. Grosse Fenster zu den anderen Verkehrswegen unterstreichen die Transparenz in den «öffentlichen» Bereichen des Zentrums. Gekonnt wird mit Ein- und Ausblicken gespielt. Zentrum ist das Erdgeschoss im Atrium mit seinen verschiedenen Verweilmöglichkeiten.

Architekturwettbewerbe fördern die Qualität

Die Jury lobte denn auch das aus einem Wettbewerb hervorgegangene Projekt von Oliv Brunner Volk Architekten, Zürich, wie «die Abteilungen mit der Öffentlichkeit im Erdgeschoss in Beziehung gesetzt werden». Zwar wird ein Projekt immer teurer – >>

Ein Hof wie auf einem toskanischen Landgut: Das neue «Zentrum für Betagte und Kinder» in Landquart.

Foto: Ralph Feiner

und in Lenzburg stiegen zwei Partnergemeinden auch wieder aus –, wenn für ein Bauprojekt ein Wettbewerb veranstaltet wird. Aber das Resultat der Lenzburger «Oberen Mühle» zeigt, dass es sich lohnt, verschiedene Projekte ausarbeiten zu lassen und sich dann für das beste zu entscheiden.

Gemischte Nutzung für zusätzliches Leben

Ein zweites Beispiel für ein neues Heim soll zeigen, wie um einen zentralen Hof Zuschauerraum und Bühne erweitert und so eingerichtet werden können, dass sie noch mehr zum Verweilen und Schauen einladen. Im neuen Alterszentrum Neugut in Landquart, das mit seinem grosszügigen Innenhof an ein toskanisches Landgut gemahnt, hat man die Siedlung mit zusätzlichen Akteuren belebt. So ist das Alterszentrum nicht allein ein Alters-, sondern ein «Zentrum für Betagte und Kinder». Will heissen: Tagsüber beleben die Buben und Mädchen einer Kindertagesstätte die Wohnanlage.

Wo es möglich ist, werden sogar Tiere zu Akteuren im Theaterraum eines Alterszentrums.

Aber noch etwas anderes ist in Landquart sinnvoll genutzt worden: die ländliche Lage. Im Zentrum Neugut darf der Blick nämlich auch nach aussen gehen. Denn der Blick auf die Nicht-Hofseite geht wie der Blick in den Innenhof ins Grüne und zu einem Gutsbetrieb mit Acker-, Obst- und Viehwirtschaft. Der Theaterraum wird also erweitert und lässt weitere Akteure auftreten. Die Architekturzeitschrift «Hochparterre» schrieb im vergangenen Jahr zur Eröffnung des «Zentrums für Betagte und Kinder»: «Das Zentrum bringt Alt und Jung sowie Mensch und Tier zusammen. Nicht zuletzt über den Hof des Neubaus, der mit Bäumen, Brunnen und Kies einen schönen Ort schafft.»

Darum geht es ja: Einen schönen Ort schaffen. Einen Ort, der lebt und an dem sich leben lässt – in individueller Privatheit und in Gemeinschaftlichkeit. Gute Architektur mit Höfen, Atrien und Laubengängen sind eine gute Möglichkeit, solche schönen Orte zu schaffen. ●

Ein Lift muss vor allem einwandfrei funktionieren – darf aber noch mehr sein

Wie Züge, die kommen und gehen

Mit zunehmendem Alter wird es beschwerlich oder unmöglich, Treppen zu steigen. Lifte gehören notwendigerweise zum Innenleben von Alters- und Pflegeheimen.

Die Schweiz ist das Land mit der höchsten Liftdichte in ganz Europa. Rund 220000 Aufzüge gibt es. Allein im letzten Jahr sind über 8000 neue Lifte dazugekommen. Wie viele Kilometer täglich hinauf- und hinuntergefahren werden, ist nicht erfasst. Doch belegt ist, dass der Lift zu den sichersten Verkehrsmitteln gehört. Schwerwiegende Unfälle gibt es höchst selten.

Ein grosser Teil der Lifte in der Schweiz befindet sich in Bürohäusern und Wohnsiedlungen mit vielstöckigen Gebäuden. Aber auch in Spitälern, Behinderten-, Alters- und Pflegeheimen gehören Aufzüge zur unverzichtbaren Innenausstattung. Für Menschen, die an den Rollstuhl, ans Bett gebunden oder sonst nicht in der Lage sind, Treppen zu steigen, sind Lifte die einzige Möglichkeit, auch vertikale Distanzen zu überwinden.

Lifte in Alters- und Pflegeheimen müssen besonders benutzerfreundlich beschaffen sein.

Weil im Alter nicht nur das Treppensteigen beschwerlich oder unmöglich wird, sondern auch die Sehkraft abnimmt und oft die kognitiven Funktionen wegen demenzieller Erkrankungen eingeschränkt sind, müssen Lifte in Alters- und Pflegeheimen besonders benutzerfreundlich konstruiert und beschaffen sein:

- breite Türen
- geräumige Kabinen
- längere Öffnungszeiten
- exakte Haltegenauigkeit
- angenehme Beleuchtung
- bedienerfreundliche Armaturen.

Zwar gelten für alle Lifte, wo immer sie eingebaut sind, gesetzliche Sicherheitsvorschriften. Die Stadt Zürich aber hat sie für Behinderten-, Alters- und Pflegeheime erweitert. So müssen diese Aufzüge Platz für zwei Rollstühle oder eine Fahrliege bieten. Da die Vorschriften lange Zeit in der Schweiz sehr streng waren und auch das Material vorschrieben, aus denen die Kabinen gefertigt sein müssen, wurden die unansehnlichen Eisenblechkisten praktisch überall in graue Betonschächte verbannt. Erst seit etwa 25 Jahren sind diese Rahmenbedingungen so gelockert, dass Lifte auch zu architektonischen Gestaltungselementen werden können. Vor allem Glaslifte, in denen Passagiere und Lifttechnik sichtbar gemacht werden, sind seither keine seltenen Ausnahmen mehr.

In den Heimen gäbe es gestalterisch Potenzial. Der Lift dürfte seiner Funktion entsprechend nämlich durchaus gestalterisch aufgewertet werden. Denn man hat in Altersheimen festgestellt, dass Lifte gemeinschaftsfördernd wirken können. Wo vor Lifttüren entsprechende Sitzgelegenheiten angeboten werden, entstehen bald informelle Treffpunkte. Eine Art kleine Bahnhöfe, wo man wartet und schaut, wer kommt. Gelegenheit für einen Schwatz gibt es allemal, der nächste Lift kommt bestimmt. *(ut)* ●

Bedienerfreundliche Armaturen, gestaltetes Inneres: Lifte müssen funktionstüchtig, aber auch einladend sein.

50 JAHRE ANS ANNI
COMUNITAS

Wir investieren täglich
unsere Sorgfalt und
Erfahrung für Ihre Zukunft

Comunitas Vorsorgestiftung
Bernastrasse 8 · 3000 Bern 6
Telefon 031 350 59 59
www.comunitas.ch

COMUNITAS

Stadt Zürich
Pflegezentren

Nr.
05

Alle Häuser sind gut gelegen. Sie erreichen uns entspannt mit dem öffentlichen Verkehr.

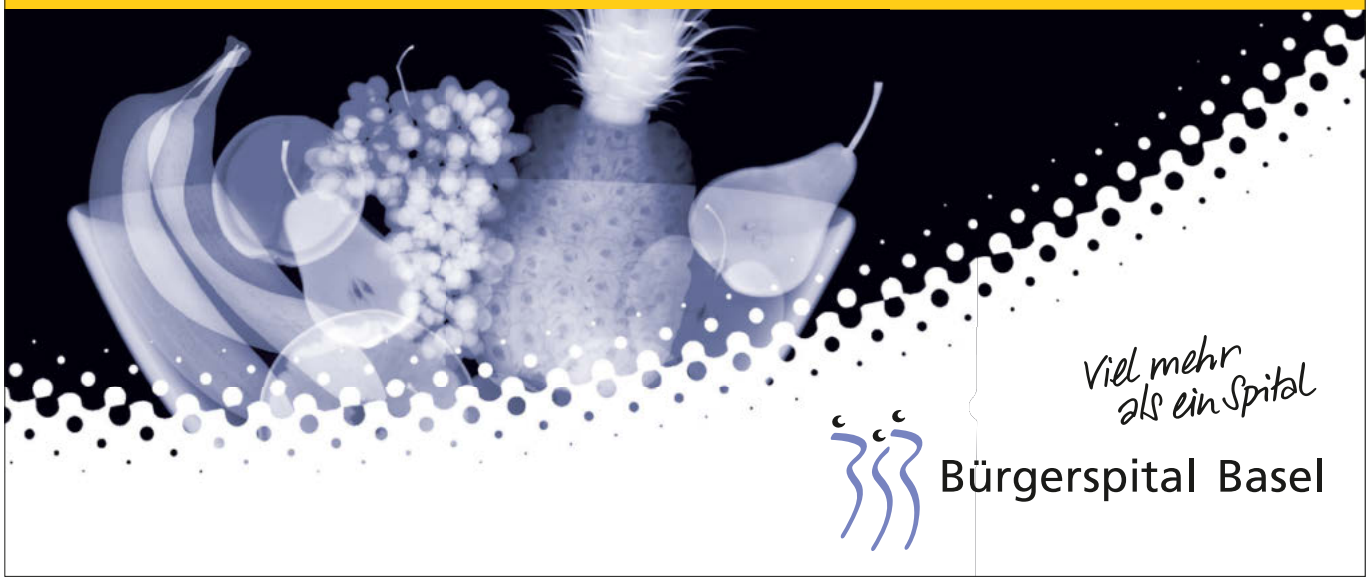
Aus 10 guten Gründen: Arbeiten bei den Pflegezentren der Stadt Zürich.

Weitere Gründe finden Sie unter www.10gründe.ch

Betreuung Betagte

Für individuelle Wohnformen im Alter.

In fünf Alterszentren und in der Tagesbetreuung Lindenhof bieten wir persönliche Betreuung und attraktive Ausbildungsplätze. www.buespi.ch



Viel mehr als ein Spital

Bürgerspital Basel

Heimgärten bergen ein besonderes Innenleben und laden zum Arbeiten und Sein ein

Eindrücke für Körper, Geist und Gemüt

Ein Garten tut allen Menschen gut: Die Pflanzen, der Aufenthalt an der frischen Luft und die vielen sinnlichen Eindrücke wirken beruhigend auf das Gemüt und anregend für das Gehirn. Eine Gartenplanerin erklärt, worauf man beim Einrichten von Gärten für Institutionen achten muss.

Von Claudia Weiss

Ein paar Pflanzen in die Erde stecken oder einen hübschen Rundweg anlegen – ganz so simpel ist es nicht, einen passenden Garten für eine Institution einzurichten: Kinder und Jugendliche haben ganz andere Ansprüche daran als Menschen mit einer Behinderung oder jene mit einer Demenz. Eine Fachfrau, die weiss, was es für wen braucht, ist Csilla Vizner: Die Landschaftsgärtnerin aus Embrach ZH ist einerseits Pflanzplanerin und Gartengestalterin, andererseits hat sie eine Weiterbildung in Gartentherapie an der Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften (ZHAW) besucht. Gartentherapie ist eine Therapieform, in der Pflanzen als therapeutisches Mittel eingesetzt werden. Vizner kennt also sowohl die Möglichkeiten derer, die einen Garten anlegen, als auch die Bedürfnisse jener, die die Bewohnerinnen und Bewohner dann in diesem Garten begleiten und betreuen. Wenn sie den Auftrag für einen besonderen Garten erhält, sieht ihr erster Schritt immer ähnlich aus: «Zuerst nehme ich zusammen mit einer Arbeitsgruppe eine gründliche Bedarfsabklärung vor», sagt sie. Am liebsten setzt sie sich mit der Heimleitung, mit Mitarbeitenden aus der Pflege, Therapeutinnen und sogar mit Heimbewohnerinnen und -bewohnern zusammen, um herauszufinden, was das Ziel ist: Soll es ein schöner Garten zum Spazieren werden? Einer zum Riechen, Geniessen, Flanieren? Oder eher einer, um darin zu arbeiten und Kräuter und Gemüse anzubauen, oder gar um Gartentherapie durchzuführen? «Es macht Sinn, zuerst sämtliche Bedürfnisse zu klären», betont Vizner. «Und eben auch jene zu befragen, die den Garten nützen werden – das macht ihn lebendig.»

«Es macht Sinn, auch jene zu befragen, die den Garten nutzen werden: Das macht ihn lebendig.»

Mit Fantasie gelingt der Garten trotz kleinem Budget

Und es lohne sich, etwas zu investieren, sagt die Pflanzplanerin. Denn wie sie immer wieder feststellt: «Die positive Wirkung eines Gartens auf die Bewohnerinnen und Bewohner ist gross.» Tatsächlich geht jedoch eine sorgfältig geplante Gartengestaltung rasch ins Geld, sagt Vizner, «bei knappem Budget müssen Prioritäten gesetzt werden». Allerdings liessen sich mit etwas Fantasie auch mit kleinem Budget «sinnvolle und schöne Gärten gestalten».

Den perfekten Garten nach einfachem Rezept, betont sie, gebe es ohnehin nicht. «Das hängt sehr stark vom Gelände und von der Lage ab, der Grösse, dem Budget und den Bedürfnissen der Bewohnerinnen und Bewohner.» Dennoch gibt es einige Punkte, die für alle Gärten gelten. Zum Beispiel: «Ein wildes Durcheinander mit Farb- und Pflanzenmixen wirkt sehr unruhig und eignet sich nicht.» Csilla Vizner empfiehlt, lieber gut geplante Pflanzenkompositionen von Gehölzen und Stauden mit gezielten Farbkonzepten zu setzen: «Durch Wiederholungen von Pflanzen entsteht ein Rhythmus. Dieser Rhythmus gibt Ruhe und Harmonie in den Garten.» Ein gut durchkomponiertes Staudenbeet wirke wesentlich ruhiger als ein wirres Durcheinander von Pflanzen und Farben, versichert sie.

Ein wichtiger Punkt, der bereits bei der Planung unbedingt geklärt werden müsse, sei ausserdem die zukünftige Pflege des >>

Beispiel für einen friedlichen Demenzgarten, der zum Flanieren unter den Büschen und hohen alten Bäumen einlädt: Der abgetrennte Garten oder gefährlichen Pflanzen, und der Weg führt immer wieder zum Ausgangspunkt zurück.

im Altersheim Adullam in Basel. Hier drohen keine giftigen

Fotos: cwe

Gartens: «Sonst sieht der schönste Garten nach kurzer Zeit verunkrautet und verwildert aus.» Den Winterschnitt, empfiehlt Csilla Vizner, sollte unbedingt ein Profi übernehmen. Institutionen, die sich keinen festangestellten Gärtner leisten können, rät sie, mit Hilfe einer genauen Liste festzuhalten, was zu welchem Zeitpunkt geschnitten, gejätet, gewässert, gepflegt, gepflanzt oder geerntet werden muss. Auf dieser Liste sollten dann auch die Verantwortlichkeiten klar geregelt sein. «Am einfachsten ist eine ausführliche Checkliste, damit alles zur richtigen Zeit erledigt wird.» Geht es an die konkrete Planung, beachtet sie die besonderen Bedürfnisse der jeweiligen Bewohnerinnen und Bewohner. Denn damit der Garten auch wirklich genutzt werden kann, sollte er gut angepasst sein. Dabei hebt die Pflanzplanerin folgende Punkte hervor:

Soll es ein schöner Garten zum Flanieren werden? Oder einer zum Arbeiten? Oder für Gartentherapie?

Ein Kinderheim-Garten braucht Platz

«Im Garten eines Kinderheims wird gespielt und herumgetobt», sagt Csilla Vizner: «Hier sind genügend Rasenflächen für Fussball und andere Spiele angesagt.» Je nach Alter der Kinder brauche es auch Spielgeräte von Schaukel über Rutsche bis Ecken, wo die Kinder kreativ sein dürfen und mit Holz, Sand oder Wasser selber etwas bauen oder gestalten können. «Dabei sollte allerdings stets die Frage der Sicherheit abgeklärt werden.» Ausserdem muss vorher besprochen werden, ob es ein reiner Spielgarten sein soll, oder ob es auch Pflanzecken geben soll, in denen die Kinder und Jugendlichen Hand anlegen, Gemüse oder Blumen anpflanzen oder aussäen dürfen. Zum Begrünen der Ränder eignen sich diverse Blütenbüsche oder Hecken, allerdings keine giftigen Pflanzen. Dafür bieten sich für das Auge Blumen in frischen Farben an. «Allerdings würde ich nie zu einem Garten ganz in Rot raten», warnt Csilla Vizner. «Rot kann sehr nervös wirken.» Kinder mögen aber fröhliche Farben. «Besonders Pflanzenkombinationen in Gelb-, Weiss- und Blautönen wirken auf uns Menschen generell harmonisch.»

Der Garten hilft, Erinnerungen zu wecken und rasch Gesprächsstoff zu finden.

Freiraum für Menschen mit Behinderung

Je nach Behinderung sind die Anforderungen ganz unterschiedlich: Für Menschen im Rollstuhl, die den Garten selber bepflanzen und pflegen sollten, sind unterfahrbare Hochbeete nötig. Ist der Garten vor allem zum Geniessen gedacht, braucht es diese nicht, und es genügt, günstigere Varianten von Hochbeeten zu installieren. Darin können üppige Farben und Düfte vereint werden, und allenfalls sind auch kleine Tiergehege oder Pavillons angebracht. «Ein Garten bietet auf der einen Seite Freiheit und frische Luft, auf der anderen Seite kann er unglaublich beruhigend und erdend wirken.»

Das zeigt das Beispiel der Stiftung Pigna in Kloten: Diese gross angelegte Parkanlage mit zusätzlichem Glashaus bietet den >>

Die Adullam-Stiftung in Basel nutzt ihren Park vielseitig

Der Garten als sinnvolle Aufgabe

Zielstrebig schiebt Adelheid Fraeger, 73 Jahre alt, ihren Rollator in die Pflanzecke: Sie will zum Rechten schauen, einmal mehr an diesem Tag. Jetzt, wo das Wetter endlich sonnig geworden ist, spriesst im Garten alles. Sie will hier etwas giessen, dort etwas abknipsen. Dann bückt sie sich erstaunlich behände und hält mit Fingerspitzen eine hängende Pflanze hoch, damit Aktivierungstherapeutin Bena Zemp sie an einem Stecken fixieren kann. «Der Garten ist eine wunderbare Sache», findet diese. «Er gibt Frau Fraeger – und vielen anderen Bewohnerinnen und Bewohnern – eine sinnvolle Aufgabe.»
Das Hochbeet und die Gartenecke sind nicht sehr gross, dafür gut überblickbar. «Das macht Sinn», sagt die Therapeutin: «Ein solcher Garten ist sehr aufwendig, und es bringt mehr, ihn klein zu halten und dafür die Kontinuität zu wahren.»
Im warmen Sonnenschein duften Rosmarin, Zitronenverbene, Maggikraut, Melisse und Pfefferminze intensiv vor sich hin und wecken Erinnerungen. Nach dem Pflücken dörrt die Therapeutin sie mit ihren Aktivierungsgruppen, und gemeinsam machen sie daraus Kräutersalz. «Dieses ist sehr begehrt», sagt Zemp, «ebenso wie der selbstgekochte Minzen- und Melissensirup.» Adelheid Fraeger nickt eifrig, sie liebt den Duft der Kräuter. Aber ihr liegen vor allem die bunten Blumen am Herzen. «Früher hatte meine Mutter einen riesigen Gemüsegarten», erzählt sie. Dort musste sie immer mithelfen, musste Bohne um Bohne pflücken und einmachen, schier ohne Ende. «Irgendwann trennte ich ein kleines Gärtlein für mich ab, und dort pflanzte ich wunderschöne, blühende Blumen.» Sie strahlt: «Margeriten, Ringelblumen, Kapuzinerlein, die liebe ich.» Bena Zemp nickt: «Über den Garten lassen sich ganz schnell Erinnerungen wecken und lebhafte Gespräche anfangen.»

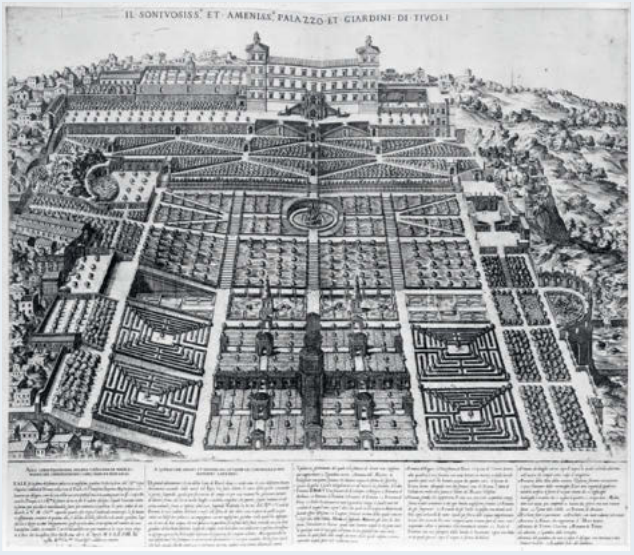
Aktivierungstherapeutin Bena Zemp mit Bewohnerin Adelheid Fraeger, 73, begeisterte Gartenpflegerin.

Die Gartenecke, die Bewohnerinnen wie Adelheid Fraeger heute mit viel Inbrunst hegen und pflegen helfen, liegt in einem 5600 Quadratmeter grossen Park zwischen dem Adullam-Spital und den Pflegezentren. Erdbeeren, Cherrytomaten und Schnittlauch können direkt aus dem Hochbeet genascht werden, und am Boden leuchten Malven für Sirup, Sonnenblumen, Zinnien und Kosmeen. Unter gigantischen Buchen, Zedern, Eiben und Kastanienbäumen wandeln sowohl die 100 Patientinnen und Patienten des Spitals als auch die 200 Bewohnerinnen und Bewohner des Pflegezentrums im Alter zwischen 70 und 100 Jahren: Immer wieder sind an sonnigen Tagen zwischen Blumen und Büschen Pflegefachpersonen in weissen Berufskleidern zu sehen, die betagte Damen und Herren begleiten, viele von diesen mit Rollator oder Gehstock, einige im Rollstuhl.
«Der Park und die Gartenbeete wirken zugleich beruhigend und anregend für die Sinne, und die Gartenpflege gibt den Bewohnerinnen und Bewohnern das Gefühl, etwas Wichtiges zu tun», sagt Bena Zemp über die vielfältigen Aspekte der Gartentherapie. Der Adullam-Park wird für die Aktivierungs- und Alltagsgestaltung ebenso gern genutzt wie für die Physio- und Ergotherapie. Die beiden Teiche laden zum beschaulichen Fische-Beobachten ein, und in den Beeten neben dem Weg leuchten Blumen in frischen Farben – Raum zum Auftanken und Entspannen.
Die Bewohnerinnen und Bewohner der Demenzabteilung besitzen einen eigenen Gartenteil: Dieser ist durch einen diskreten Drahtzaun abgetrennt und führt sie im Kreis, zwischen harmonischen Buschgruppen durch, immer wieder zurück zum Ausgangspunkt. Enorm gross ist er nicht. «Menschen mit einem sehr stark ausgeprägten Bewegungsdrang nehmen die Pflegefachleute jeweils zum Einkaufen mit, oder sie gehen mit ihnen in den Botanischen Garten», erklärt Aktivierungstherapeutin Bena Zemp. Oder sie begleiten sie in den grossen offenen Adullam-Park nebenan und spazieren mit ihnen unter den riesigen alten Bäumen durch und an leuchtenden Blumenrabatten vorbei.
Ob zum Spazieren oder zum Arbeiten, für Bena Zemp ist der Effekt offensichtlich: «Ein Garten weckt bei den Leuten Ressourcen und bringt sie in Bewegung. Das ist körperlich gesund und geistig anregend.» *(cwe)* ●

Der Garten als ein Paradies auf Erden

Der Garten als ideale kleine Welt: In vielen Kulturen wurden und werden Gärten als Orte der Vollkommenheit angelegt. Menschen, denen die Welt abhandenkommt, bleibt am Ende der «Demenzgarten». Er ist eine Oase der Ruhe: Farben, Formen und Düfte vermitteln ein Gefühl von Aufgehobensein, von Vertrautheit und Wohlbefinden. Der Garten als letztes Paradies hienieden.

Tatsächlich ist der Garten nicht nur in diesem Zusammenhang ein Abbild des Paradieses. Ob mesopotamischer, ägyptischer oder persischer Garten, ob christlicher Klostergarten, islamischer Myrtenhof oder japanischer Garten, ob Nutz- oder reiner Ziergarten: Der Garten versprach und verspricht in allen Kulturen und in allen Epochen eine ideale Welt im Kleinformat: Hier ist es schön, hier mangelt es dem Menschen an nichts. In schönster Harmonie ergänzen sich die Elemente, in Frieden und Eintracht leben Mensch, Tier und Gewächs. Sie sind freilich auch vom Menschen domestizierte Natur. Machtträger liessen sich darum gerne streng geordnete Gärten anlegen. Sie zeigten beides – Macht und Natur: Seht her, ich mache aus der schönen Natur eine noch schönere. Dieses Gartenideal lebt bis heute fort – im gepützelten Golfrasengarten. Doch heute werden Gärten vermehrt naturnah eingerichtet. Auch dies entspringt dem Wunsch nach einem paradiesischen Zustand. Im Garten soll die Natur so sein dürfen, wie sie sich selbst einrichten würde. Der Mensch hat darin durchaus Platz. Aber nicht als Herrscher, sondern als Gast. *(ut)*



Historischer Plan des Villa-d'Este-Gartens in Tivoli (Italien): Perfekte Ordnung durch perfekte Symmetrie.

Menschen mit Behinderung die Möglichkeit, sich völlig frei nach ihren eigenen Bedürfnissen zu bewegen, zu tun und zu lassen, wonach ihnen gerade zumute ist – einfach zu sein. «Hier können Begegnungen stattfinden und Dinge passieren, die wir von aussen nie erwartet hätten und die für jemand Aussenstehenden vielleicht auch keinen Sinn ergeben», sagt Susanne Grasser, Teamleiterin Park bei Pigna. Aber das müsse es auch nicht – oberstes Ziel sei es, das Wohlbefinden der Bewohnerinnen und Bewohner mit allen Sinneserfahrungen zu ermöglichen. «Und wenn ein Bewohner Freude daran hat, die Pflanzen auszureissen, um diese in der Luft zu schwingen, ist auch das sein gutes Recht.»

Frische Farben regen die Sinne an. Aber alles in Rot kann die Menschen aufregen. Der Mix ist wichtig.

Der sichere Garten für Menschen mit Demenz

Die Gestaltung von Demenzgärten, sagt Csilla Vizner, sei sehr anspruchsvoll, da es sehr viel zu beachten gebe. Mittlerweile sei viel gute Literatur dazu vorhanden, aber man müsse beim Bau eines solchen Gartens an alles denken. Zum Beispiel: «Kinder lernen, dass Brennnesseln brennen. Menschen mit Demenz vergessen es bis zum nächsten Spaziergang wieder.» Deshalb dürfen in einem Demenzgarten keinesfalls giftige Pflanzen stehen oder Pflanzen, an denen man sich verletzen kann. Die Wege müssen stabil und gut begehbar sein, und der Garten muss mit abschliessbaren Gartentoren eingezäunt sein, damit niemand ungesehen weglaufen und sich verirren kann. «Einen Demenzgarten muss man so planen, dass die Menschen nicht stolpern, sich den Kopf anschlagen oder etwas Giftiges zum Essen erwischen», sagt die Fachfrau. Stattdessen sollten endlose Rundwege durch den Garten führen, und unterwegs dürfen ruhig ein paar essbare Beeren und Früchte zum Naschen einladen. «Helle und leuchtende Farben wie Gelb, Orange, Rot, Pink, oder Weiss können Menschen mit Demenz besser wahrnehmen als dunkle Farben in Blau- oder Violetttönen», sagt sie. Und nicht zuletzt: «Duftende Kräuter von Pfefferminze, Zitronenmelisse, Lavendel bis Oregano wecken die Sinne – und manchmal auch Erinnerungen an früher. Ein Garten für Menschen mit Demenz sollte daher möglichst alle Sinne der Bewohnerinnen und Bewohner ansprechen.»

Sinnesfreuden durch das ganze Jahr

Ob in einem Altersheim, einem Heim für Menschen mit Behinderung oder einer Jugendinstitution: Ein gut geplanter Heimgarten bietet Abwechslung und Ideen das ganze Jahr hindurch. Tipps dazu, was sich aus Gartenprodukten machen lässt – vom Kräutersalz bis zur Beerenkonfitüre –, liefert Thomas Pfister, der auch Ausbildungen für Gartentherapeuten anbietet. Auf seiner Homepage www.heilkraeuterschule.ch erklärt er, warum Gärten eine so heilsame Wirkung haben: «Gärten sind allen Menschen vertraut», schreibt er. «Pflanzen und Gärten können eingesetzt werden, um die Gesundheit der Menschen zu erhalten und zu fördern.» Und noch mehr: «Sie bieten auch wertvolle Ansätze im präventiven Bereich.» Kurz: Wer im Garten arbeitet oder flaniert, bleibt länger fit – und glücklich. ●

Nasszellen müssen sicher und praktisch sein, sollen aber auch frisch wirken

Die Masse sind fix, aber die Farben dürfen gefallen

Wie gross die Abstände zwischen Toilette, Lavabo und Dusche in Pflegeheimen sein müssen, ist wie vieles andere vorgegeben. Vor allem bei Umbauten müssen sich Architekten oft einiges einfallen lassen.

Von Claudia Weiss

Allzu viele Möglichkeiten hat Architekt Hansruedi Meuli aus Summaprada GR nicht, wenn er für ein Alters- und Pflegeheim Nasszellen einbaut oder saniert: «Die Abstände zwischen Toilette, Lavabo und Dusche sind in den Normen und Richtlinien für behindertengerechtes Bauen exakt vorgegeben», sagt er. «Wenn ich diese einhalte, erfüllen die Nasszellen die wichtigsten Vorgaben.» Ganz so einfach ist die Arbeit allerdings meist nicht: Bei Umbauten muss er manchmal arg «basteln», sogar Wände verschieben oder Zimmer zusammenlegen, bis die neuen Badezimmer einigermassen gross genug sind. Auch bei Neubauten muss er den Raum oft auf verschiedene Arten aufteilen, damit wenn möglich zwei Pflegende im Badezimmer Platz haben.

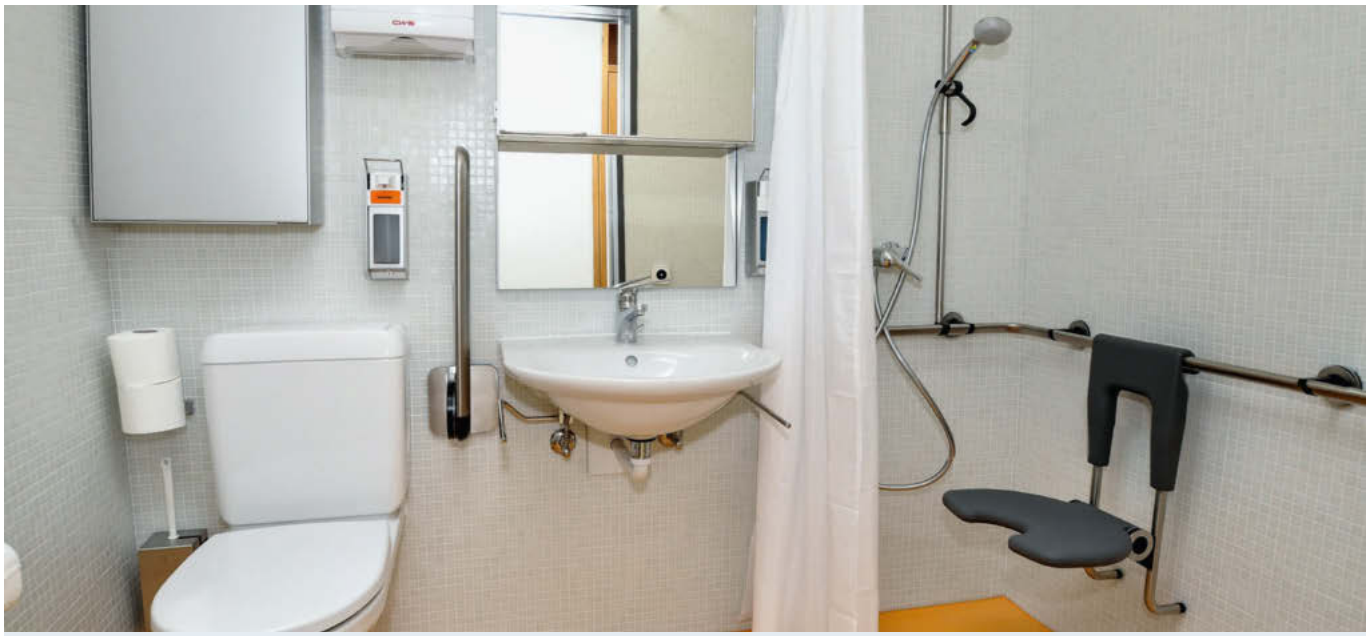
Weil oft genügend Abstellfläche fehlt, baute der Architekt über dem Spülkasten einen Schrank ein.

Mit seiner jahrelangen Erfahrung weiss Meuli, dass Schiebetüren immer praktischer sind als normale. «Normale Türen sind ausnahmslos immer irgendwo im Weg, egal wo sie angebracht sind – vor allem wenn zwei Pflegefachpersonen jemanden beim Duschen stützen müssen.» Hansruedi Meuli macht sich solche Überlegungen, weil er viel mit jenen redet, die «seine» Nasszellen dann auch benutzen. Beispielsweise beim Umbau des Alters- und Pflegeheims St. Martin in Cazis: In der Baukommission sassen auch der Heimleiter und die Pflegedienstleiterin. Von ihnen erfuhr Meuli genau, was im Alltag praktisch ist und was stört. «Und beim Arbeiten zwischen dem neuen und dem alten Flügel kam ich oft mit Pflegenden und Bewohnerinnen und Bewohnern in Kontakt und erhielt von ihnen direkte Rückmeldungen und Wünsche», sagt er.

Ein Spezialspiegelschrank erfüllt alle Bedürfnisse

Das brachte ihn auf etliche zusätzliche Ideen. Hilfsgriffe neben Toilette und Dusche sind zwar vorgegeben. Er aber machte aus den kurzen Griffen teils lange Handläufe, die es auch Menschen mit unsicherem Gang erlauben, den Rollator vor dem Badezimmer oder der Toilette zu parkieren und sich mit Hilfe dieser Handläufe durch den ganzen Raum zu bewegen. Und als er in einem Flügel aus den Achtzigerjahren die Wände beim besten Willen nicht verschieben konnte, baute er wenigstens schwellenlose Duschen ein, in die das Pflegepersonal die Rollstühle direkt hineinrollen kann.

Weil Meuli die Pflegefachleute verschiedener Heime immer wieder bei der Arbeit beobachtete, stellte er fest: «Egal ob Bad oder Dusche – oft fehlt genügend Abstellfläche.» Kurzerhand baute er im Heim St. Martin über den Toilettenspülkästen einen zusätzlichen Schrank ein, in dem sich Windeln oder Papiertücher lagern lassen. «Ich habe mit vielen Leuten geredet und wurde von der Baukommission in jeglicher Hinsicht umfassend unterstützt», sagt er über seine Arbeit im Alters- und Pflegeheim St. Martin. Und er merkte: «Meist sind zum Duschen eines Bewohners so viele Dösli, Flaschen, Tuben und anderes Material nötig, dass alles total überstellt ist.» Deshalb empfahl er, statt des behindertengerechten einfachen Spiegels einen Spiegelschrank einzubauen. Das war allerdings nicht einfach, denn die Vorschriften verlangen, dass der Spiegel für Menschen im Rollstuhl bis auf das Lavabo herunterreicht. «Also entwickelten wir halt einen Spezialspiegelschrank», erzählt Meuli: «Dieser ist zweiteilig und besteht



Raum rings um die praktische Badewanne, viel Platz neben der Dusche – und vor allem viel Abstellfläche: Die Nasszellen seien sehr praktisch, loben die Pflegefachleute. Und dank der hellen Farben wirken sie freundlich. Foto: Alters- und Pflegeheim St. Martin

oben aus einem Spiegelschrank, der sich öffnen lässt, und unten aus einem fest eingebauten und leicht geneigten Spiegel.» Bei einem spezialisierten Hersteller stiess er auf offene Ohren, und dieser baute ihm eine Serie solcher Doppelschränkchen. «Diese bewähren sich so gut, dass wir sie demnächst sogar in Alterswohnungen einbauen werden», freut sich Architekt Meuli.

Neben aller Funktionalität geht es trotz allem um Ästhetik, und da, sagt Meuli, lässt sich einiges herausholen. «Bei den Armaturen hat man zum Beispiel Spielraum, und da wähle ich am liebsten elegante, leichte Modelle.» Bei Seifen- und Desinfektionsmittelspendern hingegen lasse sich optisch nicht allzu viel herausholen, die müssen einfach sein. Dafür gestaltet Hansruedi Meuli Boden und Wand gern in verschiedenen Farben, damit der Raum frisch wirkt. Sehr wichtig ist allerdings: «Keine dunklen Böden verwenden, sonst weigern sich Menschen mit Demenz, diesen zu betreten.» Das hat er sich von Pflegefachleuten erklären lassen: «Das wirkt für sie wie ein Abgrund.» Damit der Boden rutschfest wird, mischt er dem Anstrich kleine Glaskügelchen bei. «Hier gilt es, den richtigen Mix zu finden: Viele Glaskügelchen machen den Boden rutschsicher – aber schwierig zum Putzen!» In Alterszentren, die professionell gereinigt werden, ist das kein Problem. In den Alterswohnungen hingegen wird er einen Kompromiss machen und rutschfeste Keramikplatten verwenden – «die sind einfacher zum Reinigen».

Hoher Komfort für Bewohner und Mitarbeitende

Im Alters- und Pflegeheim St. Martin in Cazis ist ihm der Mix zwischen Funktion und Frische gut gelungen, wie Heimleiter Jan Kollegger findet: «Grundsätzlich ist sicher der hohe Komfort für die Bewohnerinnen und Bewohner, aber auch für die Pflegenden und für den Hausdienst zu erwähnen», sagt er. Die grossen Flächen seien einfach und schnell zu reinigen. Und, enorm wichtig: «Dank der Grösse der Nasszellen ist es den Pflegenden möglich, Bewohner auch zu zweit bei der Körperpflege zu unterstützen.» Und nicht zuletzt wirken die neuen Nasszellen ganz einfach schön: «Angehörige sowie Bewohnerinnen und Bewohner melden sehr häufig zurück, dass ihnen die farbliche Gestaltung gut gefällt.» Und damit hat Architekt Meuli sein Ziel erreicht: Nasszellen, die nicht nur ausgesprochen praktisch sind, sondern auch frisch und ansprechend aussehen. ●

Die Familienheim-Genossenschaft Zürich setzt sich seit Jahren für ihre Senioren ein

Eine für alle, alle für eine

In der Familienheim-Genossenschaft Zürich dürfen alte Menschen wohnen bleiben, auch wenn sie im Alltag Hilfe benötigen. Das funktioniert, weil die Wohnungen schrittweise barrierefrei umgebaut werden. Weit mehr noch hilft die Altersbetreuung, die bei Bedarf Unterstützung bietet.

Von Claudia Weiss

Manchmal braucht es nicht viel zum Glücklichsein. Hedwig Meier, 96 Jahre alt, genügt ihre winzige Einzimmerwohnung mit der Kleinküche. Ist die Zimmertür offen, versperrt sie die Tür ins kleine Badezimmer. Im Wohn-/Schlafzimmer stehen ein Klappbett mit frisch geblümter Bettwäsche, dahinter ein gemütliches Polstersofa, ein paar Sessel und ein kleines Salontischchen. Ihr Reich, in dem die winzige alte Dame mit dem strahlenden Lächeln im Äpfelchengesicht allein waltet. Fast allein. Am Mittwochvormittag bekommt sie jeweils ein bisschen Hilfe, meistens von Apaporn Phongdet, die ihr jede Woche die Einkäufe vorbeibringt. Dabei nimmt sie gleich den bereitgestellten Abfall mit, und alle vier Wochen die grosse Wäsche samt Bettzeug.

Montags ist Lottonachmittag. Und mittwochs bringt eine Helferin die Einkäufe vorbei.

Apaporn Phongdet ist eine der fünf Teilzeitmitarbeiterinnen der Altersbetreuung in der Familienheim-Genossenschaft Zürich (FGZ). Das ist die grösste Siedlungsgenossenschaft der Schweiz: rund 5700 Personen wohnen in den 2234 Wohnungen, mehr als ein Viertel von ihnen ist unter 18 Jahre alt – und jede siebte Person über 65 Jahre. Sie alle wohnen in unterschiedlich alten Wohnungen: Die Wohnbaugenossenschaft wurde im Jahr 1924 gegründet, als Badezimmer mit Badewannen oder Duschen noch als unüblicher Komfort galten und Lifte kaum je in Privathäuser eingebaut wurden. In 24 Etappen entstand dann über viele Jahre im Quartier Friesenberg (Zürcher Kreis 3) die FGZ als sogenannte Gartenstadt. Seit Ende der 1980er-Jahre werden in Etappen einzelne alte Häuser durch Neubauten ersetzt. Schritt um Schritt weichen so veraltete Bauten modernen und weitgehend hindernisfreien Ersatzneubauten.

Winzige Wohnung? «Ich habe doch alles!»

Hedwig Meier, die 96-jährige Bewohnerin mit der winzigen Küche, möchte nicht tauschen. «Ich bin völlig zufrieden und habe doch alles, was ich brauche», sagt sie fröhlich. Ihren Rollator bringt sie zwar beim besten Willen nicht in die winzige Wohnung hinein, sondern muss ihn im Treppenhaus parkieren. Dafür geniesst sie es, dass sie noch selber haushalten kann – und dass sie in wenigen Schritten im Alterstreff ist, wo sie montags andere alte Leute zum Lottospielen trifft. Bis vor kurzem war sie auch beim gemeinsamen Kochen und Essen an einem Dienstag pro Monat dabei, aber das ist ihr jetzt zu anstrengend geworden. Umso dankbarer ist sie für die Hilfeleistungen, die sie von den Mitarbeiterinnen der Altersbetreuung erhält. Pflegerische Leistungen übernehmen die Mitarbeiterinnen nicht, dafür müssen die Leute die nahe gelegene Spitex beiziehen.

Aber vielen genügen diese Handreichungen bereits, damit sie auch im hohen Alter in ihren Wohnungen bleiben können. Hedwig Meier kommt damit jedenfalls gut zurecht. Ob sie denn zum Duschen allein in die hohe Badewanne steigen kann? Sie schaut verwundert. «Ach, ich bin es doch gewohnt, mich am Brünneli zu waschen, das geht immer noch prima.» Sie begutachtet die Einkäufe, die Apaporn Phongdet aus der Tasche auf den kleinen Küchentisch räumt, holt ihr Portemonnaie hervor,

Hedwig Meier nimmt in der Küche die Einkäufe entgegen, die ihr die Helferin Apaporn Phongdet mittwochs vorbeibringt. Ihre Wohnung ist winzig und nicht hindernisfrei, aber die alte Dame ist glücklich darin. Fotos: FGZ

bezahlt und zeigt dann auf das stramm geschnürte Zeitungsbündel neben der Tür. Das wird ihre Helferin gleich auf dem Rückweg entsorgen. Hedwig Meier begleitet sie die zwei Schritte zum Ausgang und blickt besorgt in den Regen hinaus. «Heute Nachmittag, wenn ich zum Coiffeur gehe, sollte es besser aufhören», sagt sie. Dann verabschiedet sie sich herzlich von Apaporn Phongdet und fängt an, ihre Einkäufe einzuräumen. Die Helferin schmunzelt. «Ja, ja, Frau Meier weiss genau, was sie will – wahrscheinlich geht es ihr deshalb so gut.»

Ein paar Schritte weiter, im Alterstreff an der Arbentalstrasse 323, findet derweil der wöchentliche Jassmorgen statt. Drei Gruppen sind es heute, und die Stimmung ist angeregt. Gleich neben den Jasstischen steht das grosse Bügelbrett, etwas weiter hinten sind die drei grossen Waschtürme: Die Lingerie der Altersbetreuung, in der zwei der Mitarbeiterinnen jeweils die abgegebene Wäsche waschen. Meist Bettzeug und andere Grosswäsche, einige geben aber auch ihre ganze Wäsche hier ab, 1800 Maschinen in einem Jahr ist bisher der Rekord. Ursprünglich war in diesem Gebäude das Bade- und Waschzentrum der Genossenschaftssiedlung untergebracht. Vor über 50 Jahren fand dort die Altersbetreuung ihren Anfang: Eine verwitwete Familienfrau namens Ruth Kopp half den betagten Menschen beim Waschen und kümmerte sich zunehmend um sie. Daraus entwickelte sich die Altersbetreuung, die inzwischen auf drei Vollzeitstellen angewachsen ist, verteilt auf fünf Mitarbeiterinnen in Teilzeit.

Alte Häuser weichen hindernisfreien Bauten, und beim Stadtplatz soll die Spitex einziehen.

Lücke zwischen Spitex und Angehörigen schliessen

Bernadette Imfeld, seit vier Jahren Leiterin der Altersbetreuung, sagt: «Wäsche waschen, einkaufen, Abfall entsorgen – diese kleinen Alltagshilfen schliessen die Lücke zwischen Spitex und Angehörigen, die zu weit entfernt wohnen.» Wer hier arbeiten wolle, müsse vor allem flexibel sein. «Wir schauen auch einmal, ob ein alter Bewohner sein Hörgerät eingesetzt hat, ersetzen die Batterien oder gehen mit ihm zum Arzt, wenn seine Tochter in den Ferien ist.»

Schon in den 1960er-Jahren begann sich die FGZ Gedanken zu machen über Wohnungen für ältere Genossenschafterinnen und Genossenschafter. In den damals erstellten Mehrfamilienhäusern wurden deshalb vermehrt Kleinwohnungen gebaut, teilweise auch mit Lift, ausserdem entstanden auch Häuser mit eigentlichen Alterswohnungen. Heute werden die Altbauten wo möglich saniert und Hindernisse beseitigt, und seit Ende der 1980er-Jahre werden in allen Neubauten hindernisfreie Wohnungen gebaut. In Ausnahmefällen wird bei Bedarf auch einmal eine alte Wohnung angepasst, beispielsweise mit Badewannentüren, die ein ungefährliches Einsteigen in die Wanne erlauben. Ausserdem entsteht >>

Mittwochs ist Jassmorgen: Alice Steinauer, Rolf Sieber und Ruth Bürgi (von links) schätzen es sehr, dass in der Genossenschaft alle füreinander da sind.

Sommerfest im Alterstreff der

zurzeit mitten im Genossenschaftsgelände ein neues Quartierzentrum. Im Spätherbst 2017 wird der erste Teil eröffnet, mit einem neuen Stadtplatz, dem Friesenbergplatz, mit einem Restaurant, einem Coop, kleinen Läden, einer ärztlicher Gruppenpraxis und Wohnungen. Bis 2019 wird dann auch der zweite Teil gebaut sein, mit der neuen FGZ-Geschäftsstelle und vor allem mit dem Rest der über 100 neuen Wohnungen.

«Auch Pflegewohngruppen werden dort voraussichtlich einziehen, und ziemlich sicher wird die Spitex einen Standort einrichten», sagt Bernadette Imfeld. Das sei hilfreich und nötig: «Inzwischen hat sich schrittweise ein Generationenwechsel vollzogen, und bereits sind etliche hier über 90 Jahre alt.» Sie sind besonders froh um Hilfe von der Altersbetreuung. «Diese funktioniert allerdings nur dank dem Engagement der grossen Genossenschaft», erklärt Imfeld: Finanziell wird die Altersbetreuung von der FGZ getragen – als Dienstleistung und Angebot im Sinn von «mehr als Wohnen». «Eine kleine Genossenschaft könnte sich das allerdings kaum leisten.» Und auch die Altersbetreuung würde es nicht schaffen ohne die Hilfe der rund 20 Freiwilligen, die überall einspringen. Wie jener ehemalige Theologe, inzwischen selber weit über 70 Jahre alt, der gern zur Stelle ist und hier mit einer Frau mit Demenz spazieren geht oder dort einen Mann besucht, der einsam und depressiv ist. Solche Einsätze sind enorm hilfreich, denn das erklärte Ziel der betagten Bewohnerinnen und Bewohner lautet: Bis am Schluss daheim wohnen. «Und das schaffen erstaunlich viele», freut sich Imfeld. «Irgendwie wursteln sie sich durch.» Sie lassen sich weder von kleinen Wohnungen noch von fehlenden Liften vertreiben.

Hoher Wannenrand, kein Lift? «Das ist für mich Training, ich mache einfach alles sehr sorgfältig.»

«Das kann ich mit links»

So wie Margrit Peyer. Die 87-jährige Frau wohnt seit 63 Jahren in der Wohngenossenschaft, zuerst in einem Reihenhäuschen mit grossem Garten und vielen Beerensträuchern. Als das letzte ihrer drei Kinder vor 39 Jahren auszog, wechselten sie und ihr Mann in eine helle Dreizimmerwohnung im Rossweidli. Er ist inzwischen gestorben. «Hier kann ich hoffentlich bis zu meinem Tod bleiben», sagt die energische Frau. Hoher Badewannenrand? Fehlender Lift? Das ist für sie kein Problem: «Die Treppe ist für mich Therapie, und ich gehe einfach schön langsam hinauf und hinunter.» Und beim Duschen liess sie sich genau zwei Monate lang von der Spitex helfen, als sie das Handgelenk gebrochen hatte. Danach beschloss sie, wieder alles selber zu erledigen. Sie steige stets sorgfältig in die Wanne, sagt sie, und inzwischen fuhrwerkt sie auch wieder selber mit dem Staubsauger durch die Wohnung. «Was die von der Spitex können, kann ich mit links», sie nickt entschieden. «Ich war mein Leben lang selbstständig.»

Familienheim-Genossenschaft Zürich: Schon seit Jahren unterstützen nen, damit sie möglichst lange zuhause wohnen können.

Die einzige Hilfe, die sie im Moment beansprucht, ist der Vorhangservice der Altersbetreuung. Der lohnt sich für sie längstens: Abholen und Bringen der Vorhänge kostet vier Franken, einmal waschen und tumblern inklusive Waschpulver gibt es für sechs Franken, und Vorhänge demontieren und am Ende wieder aufhängen kostet sechs Franken pro Vorhang – ein günstiger Preis, wenn man sich damit Stürze und Verletzungen erspart.

Die beiden Mitarbeiterinnen der Altersbetreuung, die heute bei ihr vorbeigekommen sind, haben inzwischen alle gewaschenen Vorhänge wieder aufgehängt. «Schön hell sind sie geworden», freut sich Margrit Peyer. Dann zeigt sie stolz auf die Geranien auf ihrem hübschen Balkon. «Die pflanze ich immer selber ein», sagt sie. Die beiden Frauen nicken freundlich. «Ja, Sie sind noch schön fit für Ihr Alter», lobt die eine. Später werden sie sagen, dass auch Frau Peyer ganz genau wisse, wie sie ihre Sachen erledigt haben möchte. «Vielleicht hilft das – diese Frauen haben gelernt zu kämpfen und lassen sich einfach nicht unterkriegen.»

Der rüstige Rentner hilft den Hilfsbedürftigen

Im Alterstreff sind die Mitarbeiterinnen der Lingerie noch eifrig am Waschen, Bügeln und Zusammenfalten. Der Jassmorgen an den Tischen im vorderen Teil jedoch ist bereits vorbei. Draussen regnet es immer noch. Ruth Bürgi, 84, Alice Steinauer, 85, und Rolf Sieber, 75, bleiben noch einen Moment im Trockenen sitzen und erzählen, was ihnen das Leben in der Genossenschaft bedeutet. «Es ist wie ein Dorf», sagt Bürgi spontan. «Ja, nach 30 Jahren in dieser Wohnung kenne ich alle in meiner Umgebung, und das ist mir wichtig», ergänzt Steinauer. Sieber, ein rüstiger und kräftiger Senior, nimmt den Genossenschaftsgedanken sehr ernst: Er packt noch täglich mit an, hilft der Nachbarin unter ihm, die zu schwere Rollstore hochzuziehen, oder stellt Leute wieder auf die Beine, die aus dem Bett gefallen sind. «Das ist doch das Schöne, dieses Miteinander», findet er und tätschelt seinem Hund den Kopf. «Ausserdem ist die Lebensqualität im Quartier mit den vielen Gärten enorm hoch.» Alle nicken: Die Genossenschaft bietet ihnen alles, was sie brauchen. Gute Anbindung an den öffentlichen Verkehr, Stadtnähe und doch nur ein paar Schritte aufs Land und erst noch das «Bähnli» auf den Üetliberg, wo sich sonnige Nachmittage im Café geniessen lassen. «Es ist einfach schön hier», sagt Ruth Bürgi.

Und die neueren Wohnungen sind jetzt auch altersgerecht, wie sich zeigt, als sie etwas später durch ihre geräumige moderne Dreizimmerwohnung führt. Seit dem Tod ihres Mannes bewohnt Ruth Bürgi die Wohnung allein. Wer eine Wohnung bewohnt, die zwei Zimmer mehr hat als Personen, die darin leben, bezahlt für eines der Zimmer einen sogenannten Unterbesetzungsbeitrag, der jenen zugute kommt, die mit einem bescheidenen Einkommen auskommen müssen. Aber sie alle zahlen diesen Zuschlag gern, wenn sie dafür in der Wohnung bleiben dürfen. Lift, rollstuhlgängige Küche, ein modernes Bad mit ebenerdiger Dusche – Ruth Bürgi sagt beschwingt: «Ja, hier habe ich alles, was ich brauche.» Gleich einen Stock weiter unten wohnt ihre Jasspartnerin Alice Steinauer. Wenn ihre Gesundheit einigermassen mitspielt, können die beiden noch lange dort wohnen bleiben.

Kontakte knüpfen bei Anlässen

Um ihre geistige und soziale Fitness jedenfalls müssen sie sich nicht sorgen, denn dafür sind die diversen Angebote der Altersbetreuung da: Ostereierfärben, Sommerfest oder Weihnachtsessen sind beliebte Anlässe, und eben erst reisten fast 50 Personen per Car an den Zürichsee, wo sie eine Schiffsrundfahrt machten. Die Teilnehmenden waren begeistert und freuten sich über das Wetterglück. Wer nicht mehr ausfliegen mag, kann an Film- oder Spielnachmittagen teilnehmen, sich in der Computerwerkstatt auf den neusten Stand bringen lassen, das Gedächtnis trainieren oder am monatlichen gemeinsamen Essen teilnehmen. «Ich versuche bewusst, an diesen Anlässen die Leute aufeinander zugehen zu lassen», sagt Leiterin Bernadette Imfeld. Beim gemeinsamen Essen beispielsweise lässt sie den Salat nicht portionenweise verteilen, sondern stellt absichtlich Schüsseln auf den Tisch. «So kommen die Leute miteinander ins Reden und können Kontakte knüpfen.»

An den diversen Anlässen sollen die Leute ins Reden kommen: Das ist Gemeinschaft.

Denn das ist das grosse Plus der Familienheim-Genossenschaft Zürich: Sie bietet vielleicht nicht durchwegs die modernsten Wohnungen ohne jedes Hindernis, aber dafür viel Lebensqualität, ein anregendes Angebot und ein funktionierendes Miteinander. ●

Dipl. Pflegefachfrau/-mann HF/FH

Als Temporärmitarbeitende in der Langzeitpflege arbeiten Sie in der Deutschschweiz. Sie profitieren von attraktiven Anstellungsbedingungen und zahlreichen Vergünstigungen.

Temporär 60–100 %

careanesth
jobs im schweizer gesundheitswesen

Alles zu dieser Stelle:

www.careanesth.com

LÄNGLE HAGSPIEL

Behaglichkeit.

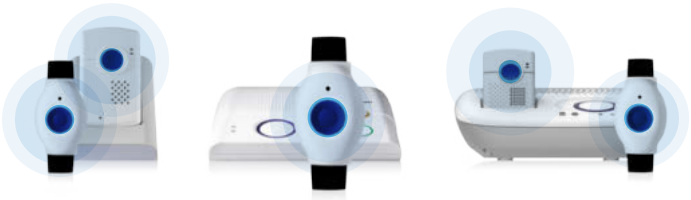
Holz lebt und arbeitet. Holz schenkt Wurzeln.

Holz ist wertbeständig und bleibt nachhaltig.

Holz berührt die Seele.

Stuhlvariante LH01
LHT Tisch rollstuhlunterfahrbar

Im Schlatt 28 I A-6973 Höchst I +43 5578 75292 I office@stuhl.at I www.stuhl.at



SmartLife Care Mini
Der diskrete Begleiter für die Tasche mit integriertem GPS-Modul

SmartLife Care Genius
Der unkomplizierte Mitbewohner für massgeschneiderte Sicherheit

SmartLife Care Flex
Das flexible Multitalent mit Zusatzlautsprecher in der Ladestation

Mit Swisscom SmartLife Care ist Hilfe sofort zur Stelle, wenn Sie sie brauchen.

Egal ob zuhause oder unterwegs: Dank diesem smarten Trio fühlen Sie sich rundum sicher. Bei Bedarf werden Sie auf Knopfdruck mit einer persönlichen Kontaktperson oder unserer 24h-Notrufzentrale verbunden. Über die integrierte Freisprechanlage können Sie Ihre Situation schildern und erhalten rasch Hilfe nach Mass – schliesslich ist nicht jeder Fall gleich ein Notfall.

Mehr Informationen zu Swisscom SmartLife Care gibt es unter der Gratis-Hotline 0800 84 37 27 sowie unter www.swisscom.ch/smartlifecare

Jetzt Spezialrabatt sichern: Kaufen Sie die SmartLife Care-Geräte online bis zum 31.07.2016 **100 Franken günstiger!**

Was Gemeinschaftsräume aus wohnpsychologischer Sicht leisten

Kontakte ermöglichen – ohne Zwang

Unter welchen Voraussetzungen tragen Gemeinschaftsräume zur Gemeinschaftsbildung und zur Erhöhung der Lebensqualität bei? Was führt eher zum Gegenteil? Wohnpsychologisch geeignete Bedingungen geben den Ausschlag.

Von Harald Deinsberger-Deinsweger*

Nach wohnpsychologischen Gesichtspunkten lassen sich zumindest drei Arten von Gemeinschaftsbereichen unterscheiden: gemeinschaftlich genutzte Räume, soziale Interaktionsräume und gemeinschaftliche Erschliessungsbereiche.
Gemeinschaftlich genutzte Räume bieten den Bewohnenden zusätzliche Nutzungen unterschiedlichster Art, zum Beispiel Wasch- und Trockenraum, Partykeller, Sauna und Fitnessraum. Dort können zwar auch soziale Interaktionen stattfinden, jedoch ist es ihr primärer Zweck, den Bewohnenden zusätzliche Nutzungsoptionen zur Verfügung zu stellen.
Soziale Interaktionsräume dienen der informellen, zwanglosen zwischenmenschlichen Begegnung und wirken somit gemeinschaftsfördernd. Wenn sie in sozialpsychologischer Hinsicht richtig konzipiert sind, können soziale Interaktionsräume von zahlreichen positiven Nebeneffekten begleitet werden: Sie schmälern unter anderem die Gefahr der Vereinsamung, erhöhen die Bereitschaft zur sozialen Kontrolle von gemeinschaftlichen Bereichen und vermindern das Konfliktpotenzial zwischen Nachbarn. Funktionierende Gemeinschaftsbereiche verstärken die emotionale Bindung zum Wohnort und das Verantwortungsgefühl für die Wohnumwelt. Dadurch steigt tendenziell das Sicherheitsempfinden. Damit Gemeinschaftsbereiche diesen hohen, aber nicht unrealistischen Erwartungen entsprechen, müssen sie eine Reihe an Anforderungen erfüllen.

* **Harald Deinsberger-Deinsweger,** Dr. DI Architekt, Wohnpsychologe und Baubiologe IBO, leitet «Wohnspektrum», Büro für Wohnqualitätsforschung, Analyse und Beratung (wohnspektrum.at) in Graz (A).

Die richtige Position

Diese erste Anforderung lässt sich mit einem Satz auf den Punkt bringen: Sie sollen «am Weg», aber nicht «im Weg» liegen. Das bedeutet, die Gemeinschaftsbereiche sollten nicht nur leicht und barrierefrei erreichbar sein, sondern die Menschen sollten dort auf ihren alltäglichen Wegen vorbeikommen. Eine zumindest partielle Einsehbarkeit ist wünschenswert, sodass jeder spontan entscheiden kann, ob er weitergeht oder anhält und sich in den Raum hineinbewegt respektive Kontakt zu Anwesenden aufnimmt. Sie sollten jedoch nicht «im Weg» liegen, da sonst jeder, der hindurchgeht, gleichsam zur Kontaktaufnahme genötigt wird. Erzwungene Kontakte kommen sogenannten Crowding-Situationen gleich. Crowding entsteht immer dann, wenn soziale Interaktionen nicht kontrolliert werden können. Das Bedürfnis nach sozialer Kontrolle ist umso stärker, je privater ein Bereich ist. Daher ist ein Mensch in privaten und halbprivaten Bereichen – und dazu zählt üblicherweise auch noch der Bereich vor der Wohnung – deutlich empfindsamer gegenüber Crowding-Situationen als beispielsweise auf öffentlichen Plätzen, wo dies für gewöhnlich kein Problem darstellt. Warum ist dies wichtig? Welche Folgen haben Crowding-Situationen für das Individuum und die Gemeinschaft? Crowding zieht im Regelfall Rückzugs-und Abschottungstendenzen nach sich, auch Vermeidungsverhalten (die aus subjektiver Sicht unkontrollierbaren, crowding-exponierten Bereiche werden gemieden), verringerte Kontaktbereitschaft, nicht nur in der >>

exponierten Situation selbst, sondern auch darüber hinaus in anderen Situationen.

Damit zeigt sich eine fatale Konsequenz, denn es bedeutet nichts anderes, als dass falsch konzipierte oder falsch positionierte Gemeinschaftsbereiche nicht nur nicht zur Gemeinschaftsbildung beitragen, sondern diese im Gegenteil sogar untergraben können. Man muss hier also aus wohnpsychologischer Sicht eine schwierige Gratwanderung meistern. Die räumlichen Konstellationen sollen einerseits Kontakte nicht nur ermöglichen, sondern die Bewohner sogar dazu anregen und animieren. Und andererseits soll es zu möglichst wenig aufgezwungenen oder gar unerwünschten Interaktionen kommen. Diese nicht ganz einfache Aufgabe ist durch eine wohnpsychologisch sensibilisierte Planung durchaus lösbar.

Erzwungene Kontakte kommen Crowding-Situationen gleich.

Der Leitsatz der zweiten Anforderung: Soziale Interaktionsräume sollen Menschen nahezu «magnetisch» anziehen und im positiven Sinn «fesseln». Wer an sozialen Interaktionsräumen vorbeigeht, sollte die Intention verspüren, in die Räume hineinzugehen, beispielsweise wegen ihrer tollen Aufenthaltsqualität. Die Räumlichkeiten sollten sich durch ein angenehmes Ambiente auszeichnen, das zum längeren Verweilen einlädt. Dies stellt einen eigenen Punkt dar, der mit gestalterischen Massnahmen zur Herstellung sensorischer und physiologischer Behaglichkeit verknüpft ist.

Die dritte Anforderung an soziale Interaktionsräume lautet im Kern, dass sie den Menschen etwas anbieten, das die eigene Wohnung nicht bietet. Sie müssen die Menschen dazu veranlassen, sich dort aufzuhalten, selbst dann, wenn sich dort sonst (noch) niemand anderer eingefunden hat. Dies erreichen Räume, die mit einer speziellen Nutzung verbunden sind (zum Beispiel eine kleine Bibliothek, ein Zeitschriftenständer, ein Café) oder die besondere Qualitäten bieten: eine bereichernde Aussicht, die Nähe zur Natur mit Pflanzen und Wasserflächen oder ein sonniger Platz. Es geht in der Summe darum, den Menschen Wahlmöglichkeiten anzubieten hinsichtlich Ort, Art und Intensität der sozialen Interaktionen. Im räumlichen Kontext bedeutet dies, dass es private Bereiche geben soll (oft auch Rückzugsbereiche genannt). Diese sind vielfach durch die eigene Wohnung oder durch ein eigenes Zimmer gegeben. Zum anderen sollte es Bereiche geben, die sich durch kollektive Privatheit kennzeichnen. Bereiche also, wo bestimmte Bewohner- und Interessengruppen unter sich sein können, wenn sie es möchten. Im Idealfall gibt es zusätzlich noch halböffentliche Bereiche, beispielsweise in Form eines Cafés oder eines Parks samt Spielplatz und Sitzgelegenheiten. Sie stehen auch für Auswärtige offen, sodass sich das soziale Gefüge eventuell erweitern kann.

Falsch konzipierte Gemeinschaftsbereiche können Gemeinschaftsbildung untergraben.

Im Gegensatz zu den Wohnungen verlieren bei Gemeinschaftsräumen der Intimitätsanspruch und der damit verbundene Schutz vor visueller Fremdkontrolle (vor dem Beobachtet-Werden) deutlich an Bedeutung. Das heisst beispielsweise, dass man die Fenster eines Gemeinschaftsraums nicht blickdicht ausführen muss, da sich dahinter sowieso keine intimen, sondern soziale Interaktionsbereiche mit gemeinschaftlichem oder gar halböffentlichem Charakter befinden. Vielmehr gilt hier das Motto «Sehen und Gesehen-Werden». Gemeinschaftsräume dienen daher in erster Linie dazu, das Bedürfnis nach Nähe zu anderen Menschen zu erfüllen, auch wenn man mit diesen nicht in direkte Interaktion treten kann oder möchte. Ein solcher Gemeinschaftsraum ist folglich kein abgeschotteter Rückzugsort, sondern das genaue Gegenteil. Er dient der Begegnung mit anderen und der sozialen Interaktion.

Ein relativ häufig anzutreffendes Manko betrifft die Raumgestaltung und besteht darin, dass den Gemeinschaftsräumen dieselbe (oft geringe) gestalterische Aufmerksamkeit zuteil wird wie den benachbarten Wohnungen oder den Erschliessungszonen. Bei den Wohnungen selbst ist es durchaus in Ordnung, wenn sich der Planer zurückhält und die Gestaltung und Personalisierung den künftigen Bewohnern überlässt. Anders bei den Gemeinschaftsräumen: Hier kann sich eine zu strikte gestalterische Zurückhaltung äusserst unvorteilhaft auswirken, da sensorisch kahle oder karge Räume ein längeres Verweilen zu einer eher unangenehmen Erfahrung machen, was ihren eigentlichen Zweck, die Gemeinschaftlichkeit zu fördern, untergräbt. Einen Gemeinschaftsraum sollte man vielmehr so gestalten, dass man sich dort – auch ohne bestimmten Anlass – gerne länger aufhält.

Neutrale Raumgestaltung versus Erlebnisreichtum

Die beiden Begriffe «nutzungsneutral» und «multifunktional» werden in der Planungspraxis meist synonym verwendet. Psychologisch macht es jedoch einen Unterschied, ob ich einen Raum so plane und gestalte, dass er auf keine bestimmte Nutzung fixiert ist, oder ob ich bei der Gestaltung und Planung eines Raums bereits bestimmte Nutzungsmöglichkeiten virtuell durchspiele. Selbst wenn es nur drei oder vier unterschiedliche Funktionen sind, die ein Raum aufnehmen kann, so ist dies bereits eine beachtliche Flexibilität, die sich häufig auch auf ähnliche Nutzungen erweitern lässt. Wenn man einen Raum jedoch nutzungsneutral konzipiert, besteht die Gefahr, dass er für keine einzige Nutzung wirklich gut geeignet ist. Bei einem grossen Raum empfiehlt es sich jedenfalls, diesen unterteilbar zu konzipieren oder mittels flexibler Elemente zu strukturieren, sodass unterschiedliche Nutzungsbereiche entstehen können: Spielfläche, Leseecke, gemeinsamer Koch- und Essbereich. Eine passende Kombination von Nutzungen kann für den gesamten gemeinschaftlichen Bereich äusserst belebend wirken. Darüber hinaus können gut strukturierte Räume den Erlebnisgehalt und somit die sensorische Qualität von Wahrnehmungsräumen deutlich erhöhen.

Gemeinschaftliche Erschliessungsbereiche

Zu den gemeinschaftlichen Erschliessungsbereichen zählen Treppen, Gänge und Aufzüge. Sie spielen eine massgebende Rolle, weil sie die Lage und Erreichbarkeit der beiden anderen Typen von Gemeinschaftsräumen fixieren und damit deren Benutzungsfrequenz mitbestimmen. Dies erlangt eine umso grössere Bedeutung, je stärker Personen in ihren Bewegungs-

Angenehmes Ambiente, Zeitschriften und Kaffee: Cafeteria der Alterssiedlung Dreilinden in Lichtensteig SG. Hier findet ein Teil des Gemeindelebens statt. Die Bewohnerinnen und Bewohner sind darin eingebunden. Foto: Ursula Meisser

möglichkeiten eingeschränkt sind – sei es aus gesundheitlichen oder aus altersbedingten Gründen. Studien zeigen: Je öfter sich Leute ungezwungen begegnen, desto eher entstehen Bekanntschaften oder gar Freundschaften. Selbst kleine abgetrennte Sitznischen neben den Erschliessungsbereichen können bereits zu beliebten Interaktionsorten werden.

Aus wohnpsychologischer Sicht stehen hier zwei weitere Faktoren im Vordergrund: Zugänglichkeit und Anonymitätsgrad. Je selektiver (etwa nur für Anwohner) und restriktiver (etwa versperrte Türen und Tore) die Zugänglichkeit und je geringer der Anonymitätsgrad (Bewohner kennen sich), desto eher haben Gemeinschaftsräume einen privaten Charakter (kollektive Privatheit). Je offener die Zugänglichkeit und je höher der Anonymitätsgrad (Bewohner kennen sich nur teilweise), desto eher tragen die gemeinschaftlichen Bereiche einen halböffentlichen Charakter. Prinzipiell ist es empfehlenswert, die Zugänglichkeit nicht restriktiver als erforderlich zu gestalten, da jede Barriere gegenüber Aussenstehenden – Zäune, Mauern und versperrte Tore – in die Gegenrichtung auch die Hemmschwelle der Bewohner tendenziell erhöht, sich nach draussen zu begeben.

In der Summe bestimmen Gemeinschaftsräume darüber, ob ein Habitat aus einer blossen Aneinanderreihung von solitären Wohneinheiten besteht, die nur verkehrslogistisch miteinander verknüpft sind, oder ob aus dem Nebeneinander von Menschen und Wohneinheiten ein gemeinsames ganzes «System» wird. Gemeinschaftsbereiche wirken daher im wahrsten Sinne des Wortes systembildend und mit Blick auf die Menschen gemeinschaftsbildend. Gemeinschaftsräume bestimmen den Grad und die Intensität der Gemeinschaftlichkeit mit. Gemeinschaftsräume können auch heimatbildend wirken. Nämlich dann, wenn sie dazu beitragen, dass sich ein Mensch nicht nur in seiner Wohnung zu Hause fühlt, sondern darüber hinaus auch in seinem unmittelbaren Wohnumfeld. Denn jede Aneignungsform (dazu zählt jede Benutzung durch Hobby, Arbeit, Spiel oder auch durch den blossen Aufenthalt) erzeugt zugleich eine emotionale Beziehung zum betreffenden Ort. Auf längere Sicht entsteht dadurch eine emotionale Ortsverbundenheit, besser bekannt als Heimatgefühl, und diese korreliert in der Regel wiederum mit diversen anderen Effekten wie erhöhtes Verantwortungsgefühl und erhöhte Wohnzufriedenheit. Gemeinschaftliche Räume erweitern und bereichern demzufolge das persönliche Wohnumfeld und lassen dieses als integralen Bestandteil des eigenen Lebens erfahren. ●

Dieser Beitrag erschien zuerst im Dossier «Gemeinschaftsräume für alle Generationen» der Age-Stiftung. Das ganze Dossier kann kostenlos vom Netz geladen werden: www.age-stiftung.ch/fileadmin/user_upload/PDF/Age_Dossier_2015.pdf

«GeTVivid» unterstützt ältere Menschen bei täglichen Aktivitäten

Austausch von Hilfsangeboten und -nachfragen via Tablets

Das europäische Programm «Active and Assisted Living» fördert neue Kommunikationstechnologien, die es älteren Menschen ermöglichen, ein selbstständiges, unabhängiges Leben aufrechtzuerhalten. Curaviva Schweiz hat an einer Feldstudie mitgemacht.

Von Anna Jörger*

Der Fachbereich Menschen im Alter von Curaviva Schweiz engagiert sich im Rahmen von «Active and Assisted Living»-Projekten (AAL) für innovative Lösungen der Informations- und Kommunikationstechnologie (IKT). Gerade mit Blick auf künftige betreute Wohnformen sind sie von Bedeutung. Das AAL-Projekt «GeTVivid» hat Ende Juni seinen Abschluss gefunden. Die wesentlichen Erkenntnisse im Rahmen der damit verbundenen Forschung sollen im Folgenden vorgestellt werden.

Das 2013 gestartete Projekt zielt darauf ab, mit Informations- und Kommunikationstechnologie eine Lösung zu entwickeln, die ältere Menschen bei der Organisation und Ausführung täglicher Aktivitäten unterstützt. Dabei spielt die Mobilisierung bestehender Ressourcen und Fähigkeiten eine wichtige Rolle. Lebensqualität, Autonomie und Teilnahme am sozialen Leben im Alter sollen so aufrechterhalten oder gar verbessert werden. Entwickelt wurde eine Online-Plattform, die ältere Menschen über Tablets und TV-Geräte ansteuern können. Sie können dabei sowohl Unterstützungsanfragen deponieren (zum Beispiel «Ich brauche eine Begleitung für einen Arztbesuch») als auch selbst Unterstützung anbieten (zum Beispiel «Ich gehe einkaufen, kann ich jemandem etwas mitbringen?»). Bestehende Fähigkeiten werden so mobilisiert und fehlende Fähigkeiten durch informelle Hilfe kompensiert. Ergänzend ist auch der Zugang zu professionellen Dienstleistungsanbietern, etwa zum Taxidienst oder zur Institution für betreutes Wohnen, über die Plattform möglich. Darüber hinaus umfasst das System weitere Funktionen zur Unterstützung, etwa Erinnerungs- oder Kalenderfunktionen.

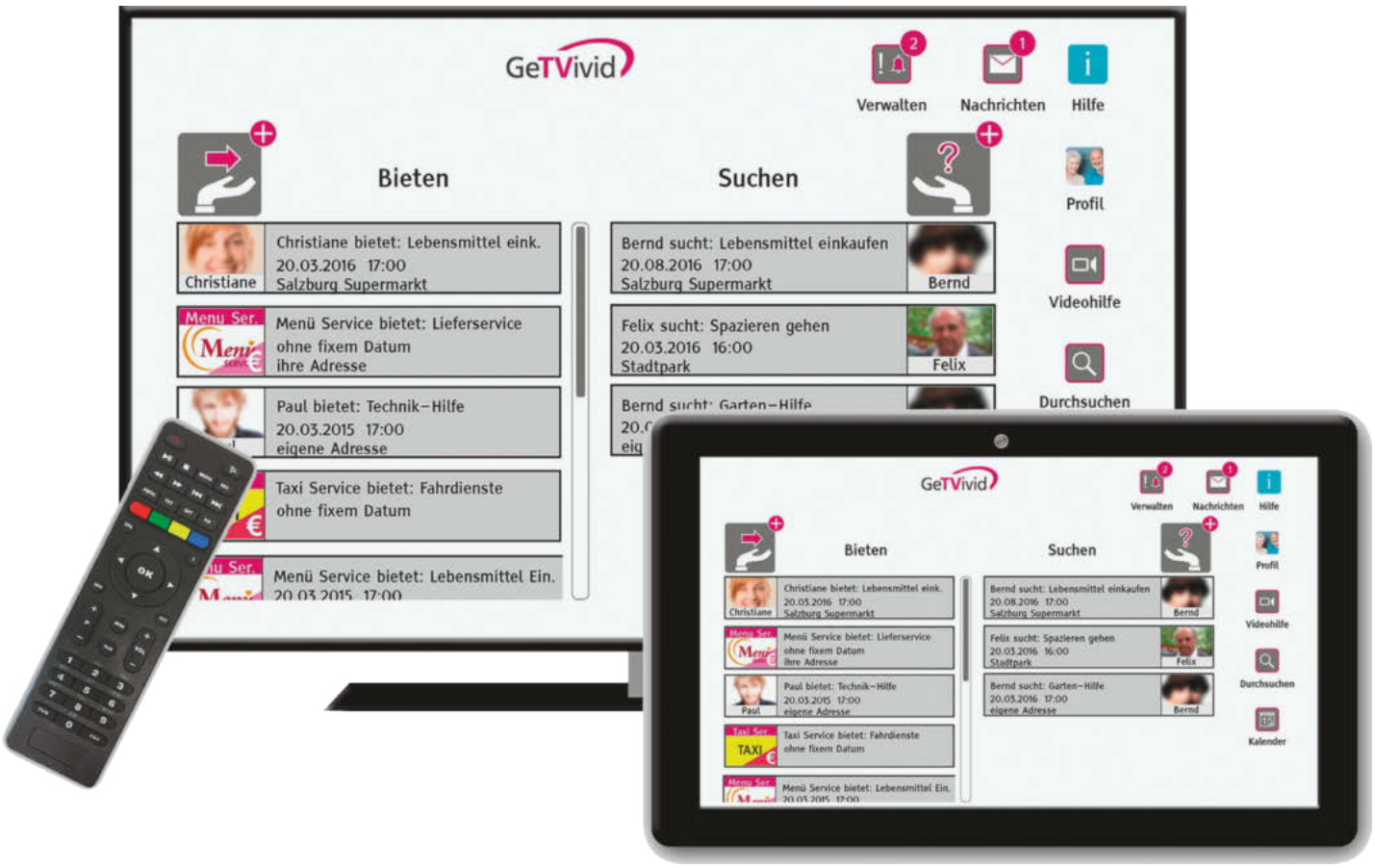
Die Mobilisierung bestehender Ressourcen und Fähigkeiten spielt eine wichtige Rolle.

Schweizer Testgruppe aus dem urbanen Raum

Im Rahmen des Projekts wurden bei Endnutzerorganisationen in Deutschland, Österreich und der Schweiz mehrere Studien durchgeführt, um die Anforderungen an das System sowie den relevanten Inhalt für die Plattform zu ermitteln und die verschiedenen Prototypen zu evaluieren. In der Schweiz standen Mitarbeitende und Bewohnende der Residenz Au Lac in Biel BE sowie des Alterszentrums Am Bachgraben in Allschwil BL für die ersten Tests und Workshops zur Verfügung.

Anfang 2016 wurde die sogenannte Feldstudie lanciert, bei der ältere Menschen aller drei Länder in den eigenen vier Wänden den Prototypen während acht Wochen testeten. Dabei stellte die Rekrutierung von Testpersonen eine grosse Herausforderung dar: Die Hemmung, neue Technologien auszuprobieren, ist für ältere Menschen besonders hoch. Skepsis gegenüber oder

* **Anna Jörger** ist Sozialwissenschafterin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektleiterin für den Fachbereich Menschen im Alter von Curaviva Schweiz.



Unterstützungsanfragen deponieren oder Unterstützung anbieten: Ältere Menschen können die Online-Plattform über Tablets und TV-Geräte ansteuern.

gar Angst vor dem Unbekannten ist eine Hürde, der sich die Rekrutierungspersonen annehmen mussten. Darüber hinaus zeigte die Vorstudie, dass es unter den Nutzerinnen und Nutzern sowohl Personen braucht, die tendenziell eher Hilfe anbieten, als auch solche, die Hilfe annehmen, und dass die Teilnehmenden möglichst nahe beieinander wohnen sollten. In diesem Sinn wurde die Schweizer Testgruppe in einem urbanen Raum gesucht und die Studienteilnahme für Personen aus dem betreuten und auch aus dem selbstständigen Wohnen geöffnet. Curaviva Schweiz fand mit dem «Gustav Benz Haus – Zentrum für Pflege und betreutes Wohnen» einen innovativen Partner für die Rekrutierung einer Testgruppe in der Stadt Basel: 14 Haushalte beteiligten sich an der Studie, darunter Einzelhaushalte und Paarhaushalte aus dem betreuten und aus dem selbstständigen Wohnen in der Nähe des «Gustav Benz Hauses». Die Testpersonen in der Schweiz waren zwischen 59 und 85 Jahre alt.

Die Testpersonen machten sich erstaunlich schnell mit der Plattform und dem Tablet vertraut.

Schritt für Schritt tauchten Unterstützungsangebote auf

Die Studie begann mit der Installation der Technik in den Haushalten, einem ersten Interview und einem Einführungs- und Kennenlerntreffen der Studienteilnehmerinnen und -teilnehmer. In den ersten Wochen galt es, die Tablets und die Funktionen der Plattform kennenzulernen. In dieser Phase stand ein Mitarbeiter vor Ort für Fragen und bei Problemen zur Verfügung. Insgesamt konnten sich die Testenden erstaunlich gut und schnell mit der «GeTVivid»-Plattform vertraut machen und das Tablet bedienen, das die wenigsten vorher kannten. Schritt für Schritt tauchten Unterstützungsangebote auf «GeTVivid» auf: So boten die Testpersonen etwa an, Bewohnenden des «Gustav Benz Hauses» aus Büchern und Zeitungen vorzulesen oder beim Erfassen der elektronischen Steuererklärung oder bei Näharbeiten zu helfen. Gleichzeitig entstand eine ganze Palette an Angeboten gemeinsamer Aktivitäten, etwa Zoobesuche und Treffen zum Kaffee oder zum Jassen. Gesucht wurde unter anderem eine Begleitung für den Besuch eines Volkshochschulkurses. Auch das «Gustav Benz Haus» brachte sich als professioneller Dienstleister auf der Plattform ein: Es bot etwa den Verkauf von gefärbten Ostereiern an und warb für gesellige oder musikalische Anlässe. Auf Anregung eines Studienteilnehmers aus dem betreuten Wohnen dachte man auch darüber nach, auf Wunsch den täglichen Kontrollbesuch durch eine über «GeTVivid» versendete Nachricht zu ersetzen. Die Bewohnenden wären damit freier in ihrer Alltagsgestaltung, ohne auf die gewohnte Sicherheit verzichten zu müssen. >>

Unterstützungsanfragen gingen eher vereinzelt ein, etwa um Hilfe bei der Erstellung einer Excel-Tabelle oder für die Begleitung beim Spazieren. Ganz allgemein wurde es nach rund vier Wochen eher ruhig auf der Plattform. Die in dieser Zeit durchgeführten Telefoninterviews verrieten, dass die Teilnehmenden ratlos waren, was sie noch anbieten könnten. Vielen fehlte es auch an der notwendigen Zeit, um noch mehr Angebote zu machen oder bestehende Angebote anzunehmen. Oder man empfand die Angebote als wenig ansprechend. Auch waren jene etwas verunsichert oder gar enttäuscht, deren Angebot auf keine Resonanz stiess. Obgleich sich die Testerinnen und Tester viel Mühe gaben, kam die Aktivität auf «GeTVivid» gegen Ende der Testphase nicht mehr richtig zum Laufen.

Der Nutzen für soziale Zwecke war augenfällig

Die Auswertung der Daten aus der Schweiz, Österreich und Deutschland zeigte zunächst, dass die Grundidee von «GeTVivid» grösstenteils positiv bewertet wurde. Besonders der Nutzen von «GeTVivid» für soziale Zwecke, das heisst zur Aufnahme von sozialem Kontakt, war augenfällig. So hielt eine Studienteilnehmerin im Abschlussinterview fest: «Im Allgemeinen hat man in diesem Alter Zeit füreinander. Also die Idee finde ich sehr gut, absolut gut.» Ein anderer Studienteilnehmer betont: «Es hat schon etwas Verbindendes.» Und auch im Bereich des betreuten Wohnens deutete sich eine positive Wirkung auf die Beziehung zwischen Bewohnenden und Personal an: «Der Kontakt ist anders geworden. Es hat schon irgendetwas ausgelöst.» Auf der anderen Seite wurde die Plattform aber für die Bereitstellung von alltäglichen Hilfestellungen als nicht besonders nützlich bewertet. Interessant in diesem Zusammenhang ist zudem die Feststellung, dass deutlich mehr Angebote erstellt wurden, als dass die Nutzerinnen und Nutzer Hilfestellungen angefragt haben. Im Rahmen des Abschlussinterviews benannte ein Studienteilnehmer den wesentlichen Punkt, den es bei der Interpretation dieser Ergebnisse zu berücksichtigen gilt: «Ich habe sofort erkannt, dass mir Grenzen gesetzt sind, denn ich bin noch zu stark eingebunden.» Die Testenden sind zum Grossteil sozial und physisch aktiv und meistern ihren Alltag alleine – nicht ungewöhnlich für Personen, die sich für Studienteilnahmen begeistern lassen. Damit bedürfen sie entweder noch keiner Hilfe, bieten diese aber gerne an oder sie erhalten Unterstützung durch das eigene soziale Netzwerk. Andererseits leben die Testenden in einem urbanen Raum mit einer guten Infrastruktur oder haben im betreuten Wohnen bereits Zugang zu vielen Services. Ebenfalls von Relevanz für das Funktionieren der Austauschplattform war die Grösse der Nutzergruppe: Je kleiner sie ist, desto kleiner auch die Chance, dass bestehende Angebote Resonanz finden. In diesem Zusammenhang ist aber auch zu erwähnen, dass die Testenden, die aktiv und sozial eingebunden sind, nicht selten

Nicht besonders nützlich für die Bereitstellung von alltäglichen Hilfestellungen.

Es deutete sich eine positive Wirkung auf die Beziehung zwischen Personal und Bewohnern an.

Weitere Informationen:
«Active and Assisted Living»-Programme: www.aal-europe.eu/
Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation SBFI: www.sbfi.admin.ch/themen/
AAL-Forum 2016 in St. Gallen: www.aalforum.eu/

Kommentar

Lösungen für neue Wohn- und Pflegeformen

Bei der Betrachtung der Studienergebnisse gilt es zu bedenken, dass im Bereich Innovation und Entwicklung Lösungen für eine Klientel der Zukunft evaluiert werden. Für die älteren Menschen von morgen wird der Umgang mit dem Tablet oder die Kommunikation über soziale Medien bereits zum alltäglichen Handlungsrepertoire gehören. Darüber hinaus bergen Lösungen wie «GeTVivid» Potenzial für einen Einsatz im Rahmen neuer Wohn- und Pflegeformen, wie sie jüngst Curaviva Schweiz mit dem «Wohn- und Pflegemodell 2030» anregte: Werden Institutionen der Alterspflege vermehrt zu dezentralisierten und sozialraumorientierten Dienstleistungsunternehmen, so werden professionelle Pflege- und Betreuung im angestammten Umfeld oder in altersgerechten Wohnungen möglich. Neue Wege der Kommunikation zwischen Dienstleister und Klienten werden damit unerlässlich. Darüber hinaus, so die Vermutung, entwickelt sich das Quartier vermehrt zum Ort, an dem unterschiedliche Formen des Alterns und, damit verbunden, unterschiedliche Bedürfnisse nach Unterstützung bestehen. Damit könnte auch Platz für fragmentierte, sich ergänzende Formen von Unterstützung zwischen den Polen formell/informell entstehen.

Die Erkenntnisse aus dem Projekt «GeTVivid» sind durchaus geeignet, im Rahmen weiterer Projekte zum Thema neue Wohn- und Versorgungsstrukturen für Menschen im Alter berücksichtigt zu werden. In diesem Zusammenhang zu erwähnen sind aktuelle Arbeiten des Fachbereichs Menschen im Alter von Curaviva Schweiz. Sie haben ein Konzept zum Ziel, das den integrierten Einsatz technischer Unterstützungssysteme zur Verbesserung der Kommunikation und der Versorgung innerhalb künftiger Wohnsettings ermöglichen soll.
Anna Jörger

So funktioniert AAL

Das europäische Programm «Active and Assisted Living» (AAL) fördert die Entwicklung neuer und marktnaher Lösungen zur Unterstützung des selbstständigen und unabhängigen Lebens im Alter.
AAL-Projekte werden durch die nationalen Förderorganisationen (in der Schweiz durch das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation, SBFI) und durch das EU-Förderprogramm für Forschung und Innovation (Horizon 2020) finanziert. Die Projektpartner übernehmen darüber hinaus zwischen 50 und 75 Prozent der Projektkosten im Sinn von Eigenleistungen.
Die Projektteams bestehen aus mindestens drei unabhängigen Organisationen aus mindestens drei verschiedenen AAL-Mitgliedsländern. Dabei müssen mindestens ein KMU, ein Unternehmen im Sinn eines Businesspartners und eine Endnutzerorganisation beteiligt sein, die die Interessen älterer Menschen vertritt.

Das Projektteam von «GeTVivid»
Projektkoordination: Center for Human-Computer Interaction der Universität Salzburg (Österreich).
Endnutzerorganisationen: Curaviva, Verband Heime und Institutionen Schweiz, Fachbereich Menschen im Alter; Verein für Menschen mit Körperbehinderung Nürnberg e.V. (Deutschland); Eurag, Lebensqualität 50 plus (Österreich).
Technische Partner: Universität St. Gallen (Schweiz); Institut für Rundfunktechnik GmbH (Deutschland); Hövener & Trapp Evision GmbH (Deutschland); Ingenieria y Soluciones Informaticas del Sur, S.L. (Spanien); Fachbereich für Computerwissenschaften der Universität Salzburg (Österreich).

schlicht keine Zeit haben, Angebote anzunehmen. Und schliesslich setzt das Anfragen nach Unterstützung ein hohes Mass an zwischenmenschlicher Vertrautheit voraus – eine Rahmenbedingung, die während der begrenzten Studiendauer nicht hergestellt werden konnte.

Potenzial vorhanden, ältere Menschen zusammenzubringen
Zusammenfassend lässt sich festhalten: Das Funktionieren einer Plattform wie «GeTVivid» hängt von der Grösse der Nutzergruppe ab, von vertrauensvollen Beziehungen untereinander und von einer guten Durchmischung der Nutzerprofile. Beim letzten Punkt ist zu unterstreichen, dass es sowohl Personen braucht, die Hilfe anbieten, wie auch solche, die Hilfe in Anspruch nehmen. Wichtig sind zudem sozial aktive und sozial eher zurückgezogene Teilnehmende. Ältere Menschen, die sozial wenig vernetzt sind, für eine Unterstützungsplattform zu begeistern, wird allerdings eine Herausforderung sein. Eine Plattform wie «GeTVivid» hat durchaus Potenzial, ältere Menschen miteinander in Verbindung zu bringen und Prozesse und Dienstleistungen des betreuten Wohnens bereitzustellen, angepasst an die Bedürfnisse der Klientel von morgen. ●

Anzeige

n|w Fachhochschule Nordwestschweiz
Hochschule für Soziale Arbeit

Schwere mehrfache Behinderung – Autonomie und Partizipation
Certificate of Advanced Studies CAS

Kooperative Handlungsplanung für die Lebensweltgestaltung mit Menschen mit schwerer mehrfacher Behinderung

www.fhnw.ch/sozialearbeit/weiterbildung

CURAVIVA.CH
EINKAUFSPOOL - RÉSEAU D'ACHATS

Beim Einkauf Geld und Zeit sparen

Spezialkonditionen/Nettopreise
Produktekataloge/Gruppeneinkäufe

Der Einkaufspool für CURAVIVA Mitglieder

Tel. 0848 800 580 - curaviva@cades.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch cades

Schnell, effizient, wirkungsvoll

Die spezialisierte Werbeagentur für Heime und soziale Institutionen.

Daniel Guldimann Kommunikation | www.guldimann.ch | 032 675 33 53

Partner des Beraternetzwerks CURAVIVA.CH

Assistierende Technologie in Institutionen der Langzeitpflege

Von hoher ethischer Brisanz

Assistierende Technologie soll älteren Menschen in der Langzeitpflege Sicherheit geben und die Gesundheit erhalten. Dabei ist es wichtig, auch ethische Aspekte zu berücksichtigen. Es gilt das Prinzip der informierten Zustimmung durch die Bewohnerinnen und Bewohner.

Von Heinz Rüegger*

Mit dem Begriff «Assistierende Technologie» wird ein neuer Forschungs- und Entwicklungsbereich computerbasierter Technologien bezeichnet, der insbesondere älteren Menschen bei der selbstständigen Bewältigung ihres häuslichen Alltags helfen, ihre Sicherheit und Gesundheit unterstützen und so ihre Lebensqualität fördern soll. Es ist zu erwarten, dass auf diesem Gebiet in den kommenden Jahren rasante Fortschritte erzielt werden – auch im Hinblick auf Einsatzmöglichkeiten in der Pflege und Betreuung von alten Menschen in Institutionen der Langzeitpflege. Dabei ist es wichtig, diesen Bereich nicht nur unter rein technischen und ökonomischen, sondern auch unter ethischen Aspekten zu diskutieren.

Die ethische Dimension

Im Blick auf Assistierende Technologie besteht die ethische Dimension in der Klärung der Frage, wie diese neuen Technologien so eingesetzt werden können,

- dass sie den Bedürfnissen der alten, auf Unterstützung angewiesenen Menschen entsprechen, ihnen wohltun und ihre Lebensqualität fördern
- dass sie dem Anspruch jedes Menschen auf Selbstbestimmung, Freiheit, Privatheit und Sicherheit gerecht werden
- und dass sie zugleich die Arbeit der Betreuenden und Pflegenden unterstützen und erleichtern.

Es geht also um Orientierungshilfe für einen humanen, sozial verantwortlichen und professionell reflektierten Umgang mit den Chancen und Gefahren dieser neuen technologischen Möglichkeiten. Dabei gilt als Grundregel, dass es nicht um einen Ersatz von persönlicher pflegerischer und betreuender Zuwendung durch unpersönliche, technische Verrichtungen gehen kann, sondern allein um eine Unterstützung und Entlastung der Pflege und Betreuung.

* **Dr. Heinz Rüegger**, Theologe, Ethiker und Gerontologe, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut Neumünster in Zollikerberg ZH.

Weiter ist zu beachten, dass Assistierende Technologie nicht gegen den Willen oder ohne das Wissen der betroffenen alten Menschen eingesetzt werden soll. Ein solcher Einsatz basiert auf dem in der Medizin- und Pflegeethik generell gültigen Prinzip der informierten Zustimmung und ist deshalb mit der betroffenen Person oder bei deren Urteilsunfähigkeit mit einer stellvertretend entscheidungsberechtigten Person abzusprechen.

Im Folgenden sollen sechs Einsatzbereiche Assistierender Technologie in Heimen angesprochen und Hinweise auf ethisch wichtige Aspekte bei deren Einsatz formuliert werden:

Datenerfassung und Dokumentation

Dies ist ein Bereich, in dem moderne Technologie schon in den meisten Heimen Eingang gefunden hat. Das Führen einer elektronischen Pflegedokumentation ist mancherorts bereits selbstverständliche Praxis. Auch in der Hauswirtschaftslogistik, der Zeitplanung und der Administration generell ist IT-Technologie im Einsatz. Ethische Fragen stellen sich vor allem im Umgang mit Personendaten:

Assistierende Technologie soll nicht ohne das Wissen der Bewohner eingesetzt werden.

- Vor jeder Erfassung von Daten muss ein klares Konzept stehen, welche Personendaten erfasst werden sollen und wie mit diesen Daten umgegangen wird.
- Als Prinzip gilt: Nur was für die Verfolgung des Krankheitsverlaufs, für Pflege und Betreuung sowie für das Eruieren des (mutmasslichen) Willens einer Person wichtig ist, soll dokumentiert werden.
- Es muss geklärt sein, wer auf welche Daten Zugriff hat und an wen gegebenenfalls Daten weitergeleitet werden. Letzteres bedarf der Zustimmung der betreffenden Person.
- Der Umgang mit den erfassten Daten hat nach heutigen Standards des Datenschutzes zu erfolgen.
- Der Umgang mit allen Daten von Bewohnerinnen und Bewohnern hat in Respekt vor ihrem Anspruch auf Privatheit und informationelle Selbstbestimmung zu geschehen.

Monitoring von Vitaldaten

Neue Assistierende Technologien können durch Sensoren eine Vielzahl von Vitaldaten einer Person laufend registrieren, um dann kontrolliert zu werden. Zu denken ist etwa an Daten wie Blutdruck, Blutzucker, Körpergewicht, Atmungsparameter, Schlafrhythmen, Toilettengänge. Dies kommt vor allem bei chronisch-kranken Personen in Be-

tracht, deren Gesundheitswerte ständig überwacht werden müssen.

- Die Datenerfassung ist strikt auf die unbedingt notwendigen Daten zu begrenzen und sollte wenn immer möglich zeitlich limitiert werden.
- Vor Erfassung von Vitaldaten ist klar zu kommunizieren, welche Daten wie und aus welchem Grund erhoben werden und wie mit diesen Daten umgegangen wird.
- Es muss ein klares Konzept vorliegen, wer auf welche Daten Zugriff hat und an wen sie gegebenenfalls weitergeleitet werden. Letzteres bedarf der Zustimmung der betreffenden Person.
- Der Umgang mit den erfassten Daten hat nach heute gängigen Standards des Datenschutzes zu erfolgen.

Elektronische Kommunikation

IT-Technologie macht es möglich, Kommunikation mit Heimbewohnerinnen und -bewohnern via fernbedienbare Bildschirme («open screens», Bildtafeln) und durch direkte Übermittlung von Nachrichten und Informationen auf individuelle Bildschirme/Tablets in den Räumen der Heimbewohner zu betreiben. So können Bewohner über eine Art heiminternes Fernsehen laufend informiert (und unterhalten), zugleich aber auch individualisiert auf Dinge aufmerksam gemacht werden, die für sie persönlich wichtig sind (zum Beispiel auf einen anstehenden Arztbesuch).

- Kommunikation ist immer Teil von persönlicher Zuwendung von Mensch zu Mensch, die gerade bei alten Menschen einen wichtigen Teil von Lebensqualität ausmacht. Ein Ausbau elektronischer, also indirekter Kommunikation darf nicht zu einem Abbau von direkter Kommunikation in der persönliche Zuwendung führen.

Sicherheitssysteme

Manche Heime benützen heute schon elektronische Sicherheitssysteme: Bewegungsmelder, Kontaktmatten, Weglaufmelder beim Verlassen eines bestimmten Areals, Notrufknöpfe, Ortungsgeräte, Überwachungskameras. Sie haben zum Ziel, urteilsunfähige Bewohnerinnen daran zu hindern, in Situationen zu geraten, die für sie gefährlich werden könnten (etwa durch Stürze oder durch Weglaufen bei Orientierungsverlust). Zugleich sollen sie in kritischen Situationen möglichst rasche Hilfe ermöglichen, indem die betroffene Person diese direkt anfordern kann und die Aufgebotenen die betroffene Person sofort orten können. Angesichts der damit einhergehenden Freiheitseinschränkung und Überwachung sind solche Systeme allerdings von hoher ethischer Brisanz.

- Der Einsatz von Sicherheitssystemen geschieht immer im Spannungsfeld von Sicherheit auf der einen und Freiheit respektive Privatheit auf der anderen Seite. Diese beiden Pole begrenzen sich gegenseitig. Das Spannungsfeld darf nicht einseitig zugunsten eines Pols aufgelöst werden. Es geht um ein sorgfältiges, situationsbezogenes Abwägen zwischen dem Anspruch auf Freiheit respektive Privatheit und demjenigen auf Sicherheit.
- Jeder Einsatz eines Überwachungssystems bedarf vorgängig eines Konzepts mit einer klaren Zweckbestimmung: Wer wird in welchen Situationen aus welchem Grund und mit welchem Ziel wie und von wem überwacht?
- Sicherheitssysteme dürfen bei urteilsfähigen Heimbewohnern nur mit deren Zustimmung eingesetzt werden, und sie müssen jederzeit die Möglichkeit haben, diese zu deaktivieren.
- Wenn bei urteilsunfähigen Bewohnerinnen entsprechende Sicherheitsmassnahmen eingeführt werden, sind diese und die zu ihrer Stellvertretung berechtigten Personen über Art und Umfang der Überwachung zu informieren.
- Das Ausmass der Überwachung und der aus Gründen der Sicherheit vorgesehenen Freiheitseinschränkung muss dem Prinzip der Verhältnismässigkeit entsprechen.
- Durch Überwachungskameras aufgezeichnete Daten sollen sofort wieder gelöscht werden.

Technische Pflegeassistenz

Neuere Entwicklungen Assistierender Technologie insbesondere aus dem Bereich der sogenannten sozialen Robotik haben zum Ziel, technische Geräte bereitzustellen, die die Pflege bei körperlich anstrengenden Verrichtungen entlasten können (Heben, Wenden, Mobilisieren von Patienten). Daneben wird an Robotern gearbeitet, die anspruchslose, aber zeitaufwendige Arbeitsgänge selbstständig ausführen können (Getränke apportieren, Mahlzeiten anliefern, Post verteilen).

Ist es erlaubt, Menschen mit Demenz eine virtuelle Realität vorzugaukeln?

- Assistierende Technologie als Pflegeassistenz darf nicht als Ersatz für persönliche pflegerische Zuwendung verstanden werden, sondern soll diese vielmehr unterstützen.
- Die Akzeptanz technologischer Objekte durch Heimbewohner soll sichergestellt sein.

Unterhaltung durch technische Objekte

Ein eigener, heftig diskutierter Bereich Assistierender Technologie besteht in Objekten der sogenannten sozialen oder emotionalen Robotik. Im Fokus stehen dabei auf Robotertechnik basierende Objekte wie die berühmte Spielzeugrobbe Paro, die für den therapeutischen Einsatz konzipiert wurde. Sie sieht wie ein echtes Tier aus, simuliert also eine virtuelle Realität. Sie ist mit so viel Robotertechnik ausgestattet, dass sie auf entsprechende Reize (Streicheln, Knutschen, Kneifen, Ansprechen) vermeintlich spontan-emotional reagiert und so mit dem menschlichen Gegenüber interagieren kann. Ziel dieser Art von Spielrobotik ist es, Menschen mit kognitiven und sozialen Einschränkungen ein Spielzeug in die Hand zu geben, das sie taktil, kognitiv, emotional und sozial anspricht, Wohlbefinden auslöst und sie zu eigenen Reaktionen veranlasst – >>

gegenüber dem Spielzeugroboter selbst, aber auch gegenüber Mitmenschen.
Kontrovers ist, ob es moralisch erlaubt sei, dementen Menschen eine virtuelle Realität vorzugaukeln, die es objektiv gar nicht gibt. Dagegen ist zu bedenken: Diese Spielzeuge sollen durchaus als Spielzeuge eingeführt werden, was aber nicht verhindern wird, dass demenzbetroffene Menschen emotional so mit ihnen umgehen, als wären sie lebendige Tiere. Dasselbe tun Kinder mit ihren Puppen oder Plüschbären auch: Sie sprechen mit ihnen, streicheln sie – und wissen gleichzeitig, dass es keine lebendigen Gegenüber sind! Der Frankfurter Theologe Christopher Scholtz spricht diesbezüglich von einem «Modus des zweifachen Bewusstseins», der es durchaus erlaubt, subjekthaft mit Robotern zu interagieren und trotzdem zu wissen, dass es sich dabei um ein technisches Artefakt handelt.

- Der Einsatz technischer Objekte emotionaler Spielrobotik bedarf der sorgfältigen Einführung und aufmerksamen Begleitung durch fachlich instruiertes Personal. Die Spielgeräte dürfen nicht einfach mit der Absicht eingesetzt werden, das Personal zeitlich zu entlasten und Bewohnerinnen durch eine spielerische Unterhaltung «ruhigzustellen».
- Roboterspielzeuge sollen nicht zu einer Reduktion menschlicher Zuwendung führen.

Mehr zum Thema: Eine ausführlichere Fassung der in diesem Beitrag angestellten Überlegungen findet sich als Download unter: www.curaviva.ch > Fachinformationen > Themendossiers > Assistierende Technologie > Ethische Aspekte im Umgang mit assistierender Technologie in der Langzeitpflege

- Sie sollen nur dort zum Einsatz kommen, wo kognitiv eingeschränkte Bewohner von sich aus Interesse daran signalisieren.
- Durch sorgfältiges Beobachten der Reaktionen auf Seiten der spielenden Person soll verifiziert werden, dass diese sich wohlfühlt beim Spielen mit dem Roboterspielzeugtier.
- Die Spielzeugtiere sollen vom Personal als Spielzeuge eingeführt werden. Zugleich sollen sie ernst nehmen, dass die Bewohnerinnen subjekthaft-emotional mit ihnen interagieren.

Empfehlungen

In Bezug auf den Einsatz Assistierender Technologie empfiehlt sich für Institutionen der Langzeitpflege aus ethischer Sicht,

- die sich stellenden ethischen Fragen unter den Leitungsverantwortlichen unter Beizug der betroffenen Mitarbeitenden ernsthaft zu diskutieren, sodass eine gemeinsame Haltung und gemeinsame Perspektiven im Umgang mit dieser Technologie entwickelt werden können
- sicherzustellen, dass der Einsatz Assistierender Technologie im Sinn des grundlegenden Prinzips der Patientenautonomie die Zustimmung der davon betroffenen Heimbewohner findet
- die gleichermassen gültigen Ansprüche der Bewohnerinnen und Bewohner auf Freiheit und Privatheit einerseits und auf Sicherheit andererseits sorgfältig gegeneinander abzuwägen
- daran festzuhalten, dass der Einsatz von Assistierender Technologie nicht auf Kosten persönlicher menschlicher Zuwendung erfolgt
- immer wieder zu überprüfen, ob der Einsatz Assistierender Technologie wirklich dem Wohl und der Lebensqualität der Heimbewohner dient und die Arbeit der Pflegenden und Betreuenden erleichtert. ●

Anzeige

CURAVIVA.CH

LEBENSQUALITÄT – HABEN SIE IN IHRER INSTITUTION EINE GEMEINSAME GRUNDHALTUNG?

www.curaviva.ch/qualitaet

Wie stark ist unser Wohlstand wirklich in Gefahr?

Es war ein erstes kleines Jubiläum, das ich im Juni im Bundeshaus feiern durfte. Zum fünften Mal konnte ich aktiv an einer Sommersession des Nationalrats teilnehmen. Und diese drei Wochen in Bern erlebte ich zum Teil etwas anders als in den Jahren zuvor. Die Stimmung im grossen Saal blieb oft kühl und wies wenige heitere Momente auf. Es wurde viel von Ängsten und Befürchtungen gesprochen, sodass man sich fast schon in der depressiven Phase des Novembers wähnte.

Wie ein Damoklesschwert hing über dieser Session der Begriff «Stabilisierungsprogramm». Der Staat muss sparen, an allen Ecken und Enden, das wurde uns schon fast mantramässig von morgens bis abends eingetrichtert. Ich will nichts beschönigen: Ein Druck, gezielt zu sparen, ist ausgewiesen. Der Blick in die nähere Zukunft verheisst tatsächlich nichts Gutes. Die Bundeskasse bekommt finanzpolitische Entscheide und deren wirtschaftlichen Konsequenzen zu spüren. Bringt das nun die Politik dazu, die Ausgaben mit nachhaltigen Konzepten herunterzufahren? Nein, das kann und darf ja auch nur bedingt die Folge sein. Das Tempo des Ausgabenwachstums zu verlangsamen, rief im Bereich der Bildung und Forschung teils harsche Kritik hervor. Innovationen und Lernniveau sind für mich jedoch nicht nur eine Frage der Höhe des Budgets. Unbestritten ist für mich jedoch: Mit diesem wertvollen Gut müssen wir sehr behutsam umgehen. Können und wollen wir uns aufgrund der angespannten Finanzlage in den nächsten vier Jahren wieder einen satten Milliardenbetrag an Entwicklungshilfegeldern leisten? Für die einen mag es unredlich sein, wenn diese Frage in der reichen Schweiz überhaupt in die politische Diskussion einfliesst. Vertiefter darüber nachzudenken, wohin die Mittel mit welcher Nachhaltigkeit zu gehen haben, ist aber sicher nicht falsch. Dass man aber immer gerade mit dem Modewort «Fokussierung» daherkommen muss, scheint mir etwas unpassend. Die geopolitischen Einflüsse sind heute oft so volatil, dass man manchmal den Kompass nur schwerlich zeitnah korrekt stellen kann. Das richtige Engagement ist eine Frage der Qualität und nicht primär der Quantität. Ich stehe dafür ein, dass sich die Schweiz zu einer humanitären, friedenstiftenden Haltung verpflichtet. Politisch würde ich mir mehr Einflussnahme des Bundesrats wünschen.

«Den Wohlstand zu wahren, heisst auch, verzichten zu lernen.»

Christian Lohr, Nationalrat CVP Thurgau, ist der einzige Rollstuhlfahrer im Bundesparlament.

«Den Wohlstand sehe ich als ein Produkt von vernünftigem Geben und Nehmen.»

Bereitschaft zu helfen, ist nicht grenzenlos

Inhaltlich vermischt wurde dieses Thema mit der Asylfrage, die eigentlich gar nicht auf der Geschäftsordnung stand. Wie stark ist unser Wohlstand wirklich in Gefahr? Existenzielle Ängste wurden beschworen, die Bereitschaft zu helfen als nicht grenzenlos angemahnt. In Zeiten, in denen vieles nicht mehr so läuft, wie man es sich gewohnt ist, wird die Interpretation von Gerechtigkeit und Fairness zu einer sehr persönlichen Angelegenheit. Den Wohlstand sehe ich als ein Produkt aus einem vernünftigen Geben und Nehmen. Noch ist es so, dass die Schweiz gut positioniert ist. Was wir mehr lernen müssen, ist, Prioritäten zu setzen und von einer Politik der begünstigten Einzelinteressen wegzukommen. Dies bedeutet unter anderem, den Mut zu haben, Entscheidungen zu treffen, die nicht immer bei allen gleichermassen Gefallen finden. Den Wohlstand zu wahren, heisst auch, verzichten zu lernen. Hart erarbeiten musste das Parlament das Paket der Unternehmenssteuerreform III. Hier ging es darum, den Forderungen des Auslands nachzukommen, bisher gängige Steuererleichterungen für international tätige Firmen umzugestalten. Die grosse Kunst war es, eine Balance zu finden, um diese Unternehmen als wichtige Steuerzahler und Arbeitgeber nicht zu vertreiben. Aber auch die Kantone und damit die Gemeinden durften nicht zu den Verlierern zählen. Deren Steuerausfälle müssen in einem überschaubaren Rahmen bleiben. Den Weg aus der Sackgasse zu finden, erwies sich in diesen drei Wochen immer wieder als sehr herausfordernd. Letztlich gilt es, von einem Vernunftsentscheid zu sprechen. Das Referendum ist bereits angekündigt, womit die schwierige Aufgabe bevorsteht, das überaus komplexe Geschäft dem Volk zu erklären. Diese Form der Überprüfung durch den Souverän mag zwar vielen Politikern gelegentlich mühsam erscheinen. Gerade sie stellt aber einen wesentlichen Teil unserer wertvollen Demokratie dar, die darauf basiert, mitreden zu dürfen. Jede Stimme ist dabei gleichwertig, wenn sie denn an der Urne auch genutzt wird. ●

Delegiertenversammlung 2016

Neue Mitglieder im Vorstand von Curaviva Schweiz

An der Delegiertenversammlung 2016 des nationalen Dachverbands vom 21. Juni haben die Delegierten drei Vorstandsmitglieder verabschiedet und vier neue Mitglieder in den Vorstand von Curaviva Schweiz gewählt.

Von Ignazio Cassis*

Wahl von vier neuen Vorstandsmitgliedern

Marco Borsotti ist als neues Vorstandsmitglied und als Vorsitzender der Fachkonferenz Menschen im Alter von Curaviva Schweiz gewählt worden. Mit dieser Wahl übernimmt Marco Borsotti, Mitglied der Geschäftsleitung der Viva Luzern AG und Leiter des Alterszentrums Eichhof in Luzern, die Nachfolge von Jean-Louis Zufferey, der während mehrerer Jahre Generalsekretär des Arbeitgeberverbands der Waadtländer Pflegeheime (Federems) sowie des Westschweizer und Tessiner Verbands der Pflegeheimleitungen war.

Rolf Müller wurde als bestehendes Vorstandsmitglied zum neuen Vorsitzenden der Fachkonferenz Erwachsene Menschen mit Behinderung (EB) von Curaviva Schweiz gewählt. Mit dieser Wahl übernimmt Rolf Müller, Geschäftsleiter von abilia in Basel, die Nachfolge von Christina Affentranger Weber, die seit 2003 im Vorstand und Vorsitzende der Fachkonferenz EB war und seit Anfang Mai 2016 die operative Leitung des Fachbereichs Erwachsene Menschen mit Behinderung von Curaviva Schweiz übernommen hat.

An der Delegiertenversammlung zudem neu in den Vorstand von Curaviva Schweiz gewählt wurden **Beat Ammann,** strategischer Berater der Tertianum-Gruppe und ab 1. Dezember 2016 neuer Direktor des Bürgerspitals Basel, **Rahel Huber,** Leiterin des Fachbereichs Begleiten und Betreuung der Stiftung für Schwerbehinderte Luzern (SSBL), sowie **Thomas Dietziker,** Direktor des Heilpädagogischen Schul- und Beratungszentrums Sonnenberg in Baar.

Curaviva Schweiz freut sich über die Wahl der neuen Vorstandsmitglieder, die sich alle durch fundiertes Wissen, langjährige Erfahrung und strategisches Know-how ausweisen.

Ein grosses Dankeschön an die abtretenden Vorstandsmitglieder

Christina Affentranger Weber war seit der Gründung von Curaviva Schweiz am 1. Januar 2003 Vorstandsmitglied des nationalen Dachverbands und gleichzeitig auch Vorsitzende der Fachkonferenz Erwachsene Menschen mit Behinderung. Beruflich leitete sie seit rund zehn Jahren eine stationäre Institution für Pflege und Betreuung im Kanton Solothurn. Zuvor absolvierte sie ihre Ausbildung in sozialpädagogischen Institutionen sowie in Wohn- und Beschäftigungsinstitutionen für Menschen mit Behinderung. Aufgrund ihrer umfassenden Weiterbildungen und Nachdiplomstudien weist Christina Affentranger auch profunde Kenntnisse in Gerontologie, Behinderung und Alter, Palliative Care sowie Demenz auf. Christina Affentranger hat verbandsintern von der strategischen auf die operative Seite gewechselt und übernahm am 1. Mai 2016 die operative Leitung

* **Dr. Ignazio Cassis,**
Präsident CURAVIVA Schweiz

Marco Borsotti, Rolf Müller, Beat Ammann, Rahel Huber (von links). Maria Schmid

Thomas Dietziker, Christina Affentranger, Peter Marty, Jean-Louis Zufferey (von links).

des Fachbereichs Erwachsene Menschen mit Behinderung von Curaviva Schweiz.

Peter Marty leitet seit vielen Jahren als Direktor das kantonale Heilpädagogische Zentrum Sunnebüel in Schüpfheim LU – ein luzernisches Sonderschulheim für Jugendliche, aber auch Wohnheim für erwachsene Menschen mit Behinderung. Er war bereits früher engagiertes Vorstandsmitglied im Vorgängerverband VCI (Verband Christlicher Institutionen in Luzern), wo er sich vor allem für Bildungsfragen und die Höhere Fachschule für Sozialpädagogik (hsl) einsetzte. Peter Marty war seit der Gründung von Curaviva Schweiz Vorstandsmitglied des nationalen Dachverbands. Er hat es stets verstanden, die Anliegen aus der Praxis sachkundig in den Vorstand einzubringen. Seine Voten zu Strategie, aber auch zu Projekten des Dachverbands haben sich stets durch Klarheit und Logik ausgezeichnet. Die Weiterentwicklung von Curaviva Schweiz zu einem starken nationalen Dachverband ist ihm stets sehr am Herzen gelegen.

Bilder von der diesjährigen Delegiertenversammlung auf der folgenden Doppelseite.

Jean-Louis Zufferey, damaliger Generalsekretär beim Centre Patronal in Paudex VD und Generalsekretär des Arbeitgeberverbands des Waadtländer Pflegeinstitutionen (Federems), wurde an der Delegiertenversammlung vom 25. Juni 2014 in Neuenburg zum neuen Vorsitzenden der Fachkonferenz Menschen im Alter und damit gleichzeitig zum neuen Vorstandsmitglied von Curaviva Schweiz gewählt. Jean-Louis Zufferey hat es verstanden, mit grossem Know-how und mit persönlichem Einsatz das Exekutivkomitee sowie die Fachkonferenz Alter zu leiten und zu erfolgreichen Resultaten für Curaviva Schweiz zu führen. Die Aufgaben des stationären Altersbereichs haben in den vergangen Jahren in mehrfacher Hinsicht stark zugenommen. Hier war Jean-Louis Zufferey als Fachkonferenzvorsitzender gefordert, neue Wege zu gehen und Einfluss auf die anstehenden Entscheidungen zu nehmen. Aus beruflichen Gründen musste Jean-Louis Zufferey sein Vorstandsmandat bei Curaviva Schweiz per Jahresende 2015 abgeben.

Im Namen des Vorstands bedankt sich Curaviva Schweiz bei den verabschiedeten Vorstandsmitgliedern für ihr engagiertes Wirken und die stets sehr gute, professionelle und lösungsorientierte Teamarbeit im Vorstand. ●

14. Ordentliche Delegiertenversammlung 2016

Nach den Geschäften stand der Gedankenaustausch im Zentrum

Curaviva-Präsident Ignazio Cassis (l.) übergibt dem langjährigen Direktor Hansueli Mösle ein Geschenk zum Abschied. Dieser besuchte seine letzte Delegiertenversammlung mit Frau Susanne. Fotos: Maria Schmid

Nach den Geschäften

Vor den Delegierten lässt Hansueli Mösle in seiner Heimatstadt St. Gallen die Zeit als Direktor von Curaviva Schweiz Revue passieren.

Die Delegierten von Curaviva Schweiz hören den Ausführungen des abtretenden Direktors mit Freude und Interesse zu.

Einstimmig nehmen die Delegierten die Strategie 2017 von Curaviva Schweiz an und genehmigen Jahresbericht und Jahresrechnung 2015.

labten sich die Delegierten am reichhaltigen die Gelegenheit zum Gedankenaustausch wahr.

Curaviva-Präsident Ignazio Cassis begrüsst die Delegierten zur Jahresversammlung 2016.

Die Delegierten von Curaviva Schweiz genehmigten an ihrer Versammlung am 21. Juni in St. Gallen den Jahresbericht sowie die Jahresrechnung 2015 und erteilten dem Vorstand wie auch der Geschäftsleitung die Décharge. Curaviva Schweiz konnte auch im Jahr 2015 Fondszuweisungen vornehmen und trotz einem budgetierten Verlust von 17 000 Franken einen Reingewinn von 41 156 Franken aufweisen. Der Dachverband Curaviva Schweiz weist neben einer guten Liquidität auch ein gesundes Organisationskapital aus. Die Strategie 2017 nahmen die Delegierten einstimmig an. Die Mitgliederbeiträge bleiben für das Jahr 2017 unverändert. Für das Jahr 2017 wurde die Balmer-Etienne AG als neue Revisionsstelle von Curaviva Schweiz gewählt.

Christina Affentranger Weber, neue Leiterin des Fachbereichs EB, spricht zu den Delegierten und zur Verbandsspitze: Luc Dapples, Bettina Ramseyer Rey, Ignazio Cassis, Daniel Höchli, Thomas Schüpbach (von links).

Die Apotheken mit betriebswirtschaftlichem Flair

«Kompetenz aus einer Hand»

Im stets komplexer werdenden Gesundheitswesen unterstützt die Topwell-Gruppe Alters- und Pflegeheime, Spitex-Organisationen und soziale Institutionen. Die intensive Zusammenarbeit mit diesen Leistungserbringern macht die Topwell-Gruppe zum fachkompetenten und erfahrenen Partner. Wieso der Begriff «Kompetenz aus einer Hand» nicht nur ein Werbeslogan ist und was genau dahinter steht, verrät Beatrice Zwicky-Keel, Apothekerin ETH und Geschäftsführerin der DorfApotheke in Zuchwil SO.

Von Topwell-Apotheken AG

Frau Zwicky, worin besteht die einzigartige Unterstützung, die sie beispielsweise den Alters- und Pflegeheimen anbieten können?

In Zusammenarbeit mit zahlreichen Heimmitarbeitenden sehen wir immer wieder das grosse Bedürfnis des Wissenstransfers rund um das Thema Medikamentenabgabe. Wie soll das Arzneimittel gelagert werden? Wieso darf der Patient keinen Grapefruitsaft in Kombination mit gewissen Medikamenten trinken? Auf der ärztlichen Verordnung steht häufig nur die Dosierung, aber nichts über den Umgang mit den Präparaten. Genau da liegt eine der Kernkompetenzen eines Apothekers. Häufig werden in diesem Zusammenhang auch unsere individuellen Schulungen in Anspruch genommen, beispielsweise über pharmakologische Themen wie Interaktionen und Generikasubstitutionen.

Ein weiterer Service besteht in ihrer Logistik, die sie für die Heime übernehmen. Auf welche Artikel oder Dienstleistungen bezieht sich das?

Die Wünsche betreffend der Belieferung der lokalen Heime und ihren Bewohnern sind verschieden. Einige holen ihre Produkte selbst in einer Apotheke, andere sind froh, wenn die Produkte bis ins Haus geliefert werden. Bei Bedarf übernehmen wir auch die Medikamentenportionierung und bieten damit unseren verantwortungsvollen Beitrag zur Therapiesicherheit und Therapietreue (Compliance). Betreffend Lieferung profitiert die Topwell-Gruppe durch ihr umfangreiches Filialnetz in der Deutschschweiz, ist aber auch bemüht, abgelegene Orte in der ganzen Schweiz zu bedienen. Durch unser Logistiksystem ist es möglich, bei uns jegliche Produkte aus dem In- und Ausland zu bestellen. Sogar Hilfsmittel wie Rollatoren haben wir bereits bestellt und ausgeliefert.

Ökonomisches Einkaufen von Verbrauchsmaterialien steht aufgrund des Kostendrucks be reits an erster Stelle.

Sie beschäftigen sich auch mit dem immensen Kostendruck der Heime. Inwiefern können sie die einzelnen Heimmitarbeitenden entlasten?

Neben der klassischen Beratung in einer Apotheke, unterstützt der Fachbereich Institutionelle Kunden der Topwell-Apotheken AG, unter Einbezug der Geschäftsführer vor Ort, die Heime in ihren internen Arbeitsprozessen. Mit den verantwortlichen Personen in den Heimen werden die Prozesse besprochen, analysiert und gegebenenfalls optimiert. (z. B. Aufbewahrung und Lagerhaltung der Heilmittel oder die Hygiene – und QMS-Richtlinien in allen Bereichen).

Wie ist sich eine Zusammenarbeit mit Topwell-Apotheken AG vorzustellen?

Wir stellen die unverzügliche beziehungsweise vereinbarte Medikamenten- und Medizinalprodukteversorgung sicher. Die Versorgung umfasst die Belieferung mit Medikamenten und apothekenüblichen Fertigprodukten, die individuelle Herstellung von verordneten Rezepturen, Hausspezialitäten sowie die fachgerechte Entsorgung von Heilmitteln. Eine sichere Generikaumstellung wird gewährleistet, ebenso die Informationen über Medikamentenrückrufe und deren Dokumentation. Innerhalb der Geschäftszeiten der Apotheke ist immer ein diplomierter Pharmazeut, sprich Apothekerin/Apotheker als Ansprechperson erreichbar. Die Topwell-Apotheke arbeitet sehr eng mit den Heimen und den betreuenden Ärzten zusammen, mit dem gemeinsamen Ziel, die Sicherheit der Bewohner bestmöglich zu gewährleisten.

Haben wir Ihr Interesse geweckt? Zögern Sie nicht uns zu kontaktieren unter 0800 268 800.

Topwell-Apotheken AG
Bereich institutionelle Kunden
Lagerhausstrasse 11
8401 Winterthur
www.topwell.ch
Gratis Hotline: 0800 268 800

Carte blanche

Treten an Ort und Stelle

Neue Studien, die altbekannte Resultate hervorbringen, sind unnötig. Ältere Menschen brauchen Taten.

Von Markus Leser*

Wir alle kennen es – das Gefühl, wenn sich die Gedanken im Kreis drehen und Lösungen mit jeder Kreisbewegung weiter wegdriften. Zufrieden ist damit kaum jemand. Dieses Phänomen ist nicht nur bei Einzelpersonen zu beobachten, sondern auch im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Diskussionen. Wenn es dabei um Themen rund ums Alter geht, drehen sich die Gedanken noch schneller im Kreis.

Was wir derzeit in der politischen und gesellschaftlichen Diskussion erleben, ist ein Treten an Ort und Stelle, ein sich Drehen der Gedanken im Kreis. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht irgendeine Studie zu meinem Fachbereich von irgendwoher auf meinem Schreibtisch landet. Studien über den künftigen Personalbedarf, die zunehmende Zahl älterer Menschen, die Kosten und Trends in der Langzeitpflege. Es braucht schon eine gewisse Lesetechnik um diese – meist über 100 Seiten dicken – Werke in nützlicher Frist bewältigen zu können. Besonders ernüchternd sind meistens die Resultate. Bald stellt man fest, dass die meisten Äusserungen bekannt sind und auch schon in anderen Studien erzählt wurden. Wiederholungen und Déja-vu-Erlebnisse sind die Folge – man dreht sich auch als Leser im Kreis.

Ob wir die Aufgaben und Herausforderungen einer alternden Gesellschaft nachhaltig bewältigen können, indem wir bekannte Ergebnisse und Botschaften wiederholen, ist mehr als fraglich. Bereits Studien aus den 60er Jahren des letzten Jahrhunderts haben vieles von dem erarbeitet, was uns heute erneut als bahnbrechend vorgesetzt wird. Wenn wir ein lebenswertes Alter mit hoher Lebensqualität auch in Zukunft sicherstellen wollen, müssen wir aufhören «zu studieren». Ältere Menschen benötigen Taten.

* **Markus Leser** leitet den Fachbereich Menschen im Alter bei Curaviva Schweiz.

Kurznachrichten

Alter

Zufrieden mit Alters- und Pflegeheimen

Die Zürcherinnen und Zürcher sind gemäss einer Umfrage der Gesundheitsdirektion mit den Alters- und Pflegeheimen im Kanton zufrieden. Das ergibt eine neue Umfrage zur Zürcher Gesundheitsversorgung. Die Alters- und Pflegeheime und auch die Spitex-Organisationen werden punkto Qualität und Verfügbarkeit besser bewertet als in den Vorjahren. Die Wahrnehmung im Bereich der Langzeitpflege hat sich gemäss Gesundheitsdirektion erfreulich entwickelt. Im Vergleich zur Zufriedenheit mit den Spitälern liegen die Beurteilungen aber immer noch auf tieferem Niveau. Die Gesundheitsdirektion führt seit 2003 jährlich eine derartige Befragung durch. Gemäss der aktuellen Umfrage, für die im vergangenen November rund 1600 Zürcher interviewt wurden, werden sowohl die Art und Weise, wie die Spitäler funktionieren, als auch die Verfügbarkeit der medizinischen Dienstleistungen so gut bewertet wie noch nie. Die «generelle Zufriedenheit mit der Gesundheitsversorgung insgesamt» liegt bei 8 von 10 möglichen Punkten. Seit 2003 hat sich dieser Wert von 7,5 erhöht.

Neue Zürcher Zeitung

Vierte Säule für Alterspflege

Der Innerschweiz droht eine derart massive Steigerung der Kosten für die Alterspflege, dass massive Steuererhöhungen vonnöten sein werden. Zu diesem Schluss kommt eine Studie des Think Tank Avenir Suisse. «Die Tage der Steuerparadiese sind gezählt», so das Fazit. In den Kantonen Nidwalden, Obwalden und Schwyz werde der Anteil der über 80-Jährigen in den nächsten 20 Jahren um rund 150 Prozent steigen.

Im Landesdurchschnitt sei die Zunahme aber nur halb so gross. Mit diesem Zuwachs an alten Menschen stiegen die Kosten für die Pflege, heisst es in der Studie. Avenir Suisse rechnet mit einer Steigerung des Aufwands für Spitex- sowie Alters- und Pflegeheimkosten von heute 11,8 Milliarden auf knapp 18 Milliarden Franken in 15 Jahren. Die Studie schlägt darum eine vierte Säule für die Altersvorsorge vor: Ab 55 soll man monatlich 250 Franken auf ein Pflegekonto einzahlen müssen. Damit würde sichergestellt, dass der Staat und die Jungen nicht noch mehr zur Kasse gebeten würden als heute schon. Im Gegenzug könnten Krankenkassenprämien und Steuern reduziert werden.
Handelszeitung

Schlecht integrierte alte Migranten
Die rund 17000 Migrantinnen und Migranten im Pensionsalter, die heute im Kanton Aargau leben, sind häufig nur schlecht integriert. Es handelt sich bei diesen Menschen vorwiegend um Italiener, Spanier, Portugiesen, Türken und Menschen aus dem ehemaligen Jugoslawien, vor über 50 Jahren in die Schweiz gekommen – die meisten in der Absicht, bald in ihre Heimat zurückzukehren und dort ein besseres Leben aufzubauen. Viele der «Gastarbeiter» aber blieben in der Schweiz, ohne dass sie je richtig in der Schweizer Gesellschaft ankamen. An einer Tagung in Aarau zum Thema «Alter und Migration» erinnerte Regierungsrat Urs Hofmann daran, dass die in der Schweiz alt gewordenen Migranten viel zum Wohlstand des Landes beigetragen haben. Es stehe ihnen zu, dass sie selbstbestimmt und generationengerecht alt werden können. An der Tagung wurden drei Projekte vorgestellt, die Möglichkeiten für die Verbesserung der Integration von älteren Menschen in die Gesellschaft zeigen. Durch die Vermittlung von Gesundheitswissen und die Teilnahme an spezifischen Anlässen sollen Frauen und Männer lernen, ihrer Gesundheit mehr Sorge zu tragen. Ein Besuchsdienst für italienischsprachige Rentner soll die Integration fördern. Und schliesslich hat die Pro Senectute einen Leitfaden geschaffen, der sich an Verantwortliche im Alters- und Migrantenbereich richtet. Mit Tipps und Tricks zeigt der Leitfaden auf, wie ältere Migranten besser erreicht und in die bestehenden Institutionen, Organisationen und Netzwerke eingebunden werden können.
Aargauer Zeitung

Schwule und Lesben im Altersheim
Alters-und Pflegeheime in der Schweiz sind kaum vorbereitet auf die steigende Zahl von offen lebenden schwulen und lesbischen Heimbewohnern. Das zeigt eine Studie der Fachhochschule St. Gallen. Diese hat die Ergebnisse aus einer Umfrage bei über 350 Alters-und Pflegeheimen in der ganzen Schweiz ausgewertet. Studienleiterin Sabina Misoch ist überrascht vom Ergebnis: «Die meisten Heime haben gesagt, sie hätten keine Erfahrung mit homosexuellen Alten. Doch das kann nicht sein. Schliesslich sind zwischen fünf und zehn Prozent der Bevölkerung nicht heterosexuell.» Wahrscheinlich aus Scham verschweigen viele homosexuelle alte Menschen ihre Neigung. Das dürfe nicht sein, sagt Max Krieg vom Schweizer Dachverband der Schwulen, Pink Cross: «Schwule und Lesben dürfen in Heimen nicht stigmatisiert werden.» Es ist zum ersten Mal, dass in der Schweiz wissenschaftlich untersucht wird, wie Alters-und Pflegeheime mit Homosexualität umgehen. Pink Cross und die Lesbenorganisation LOS, welche die Studie in Auftrag gegeben hat, wollen in einer weiterführenden Studie erforschen lassen, wie wohl sich Schwule und Lesben in den Alters-und Pflegeheimen fühlen.
SRF, Regionaljournal Ostschweiz

Menschen mit Behinderung

Ich bin anders und doch gleich
Die von der Stiftung Arkadis in der Reihe «Praxis» herausgegebene Broschüre «Ich bin anders und doch gleich!» enthält Praxis-Empfehlungen für den Umgang mit Menschen mit einer kognitiven Beeinträchtigung im Spital. Sie beleuchtet Schnittstellen zwischen den beteiligten Akteuren und zeigt auf, wie die Zusammenarbeit optimiert werden kann. Weiter enthält sie Empfehlungen für eine personenzentrierte Behandlung, Pflege und Betreuung und richtet den Fokus auf eine angepasste Kommunikation. Die Broschüre richtet sich an Fachpersonen aus Behinderteninstitutionen und Spitälern sowie an gesetzliche Vertreterinnen und Vertreter.
Gratis zum Herunterladen auf www.arkadis.ch > Über uns > Interessenvertretung

Anzeige

Ausbildungslehrgang Trauerrituale
Abschiedsrituale und Trauerfeiern gestalten
Mit Zertifikat zur Fachperson befähigt der Lehrgang zur Gestaltung und Leitung von Trauerfeiern und Bestattungsritualen. Sowie zur Begleitung und Ritualberatung von Institutionen und Privatpersonen im Bereich Abschiedskultur.
4x3 Tage, Beginn: 18.-20.11.2016 - Anmeldung: 25.9.2016
Lebensgrund GmbH – Begleitung in Übergängen
Obergrundstr. 65 6003 Luzern
welcome@lebensgrund.ch
www.lebensgrund.ch
Tel. 041-310 98 51/ 076-574 67 14
Begleitung in Übergängen lebensgrund

heimelig betten
PFLEGE · KOMFORT
8280 Kreuzlingen
Tel. ★ 071 672 70 80
365 Tage erreichbar
www.heimelig.ch
Im Alter zu Hause leben
Heimelig Betten möchte, dass Sie sich zuhause fühlen.
Wir beraten Sie gerne und umfassend und übernehmen die erforderlichen administrativen Aufgaben mit den Kostenträgern, damit Sie Ihren Alltag zuhause weiterhin geniessen können.

Vermietung und Verkauf von Pflegebetten

INFORMATIONEN AUS DEM FACHBEREICH MENSCHEN IM ALTER

Elektronisches Patientendossier

eHealth und hier insbesondere das elektronische Patientendossier ist zurzeit in aller Munde. Die Zeit drängt, müssen doch die Alters- und Pflegeinstitutionen bis 2022 so weit sein, das elektronische Patientendossier bearbeiten zu können. Der Fachbereich Menschen im Alter von CURAVIVA Schweiz hat im Herbst 2015 entschieden, hier einen Schwerpunkt seiner Tätigkeiten zu setzen, um die Mitgliederinstitutionen in dieser Aufgabe unterstützen zu können. So wurde bereits eine Mail-Hotline zu Fragen rund um eHealth eingerichtet (www.curaviva.ch/ehealth_hotline). Zusätzlich ist, vorerst in der Deutschschweiz, eine «Steuergruppe eHealth» zusammengestellt worden und im Sommer wird zudem ein Online-Themendossier zu eHealth auf der Website von CURAVIVA Schweiz aufgeschaltet. Neu ist auch, dass der Fachbereich Menschen im Alter nun in die Projektleitung von eHealth Suisse aufgenommen worden ist. Im Herbst 2016 ist mit den Softwareanbietern ein Workshop geplant – mit dem Ziel, dass diese umgehend alles in die Wege leiten, damit sie mit eHealth kompatibel sind, sodass die Institutionen hier nicht vor dem Dilemma stehen, nun den Softwareanbieter wechseln zu müssen.

CURAVIVA Schweiz möchte alles Nötige veranlassen, damit die Institutionen über die für sie nötigen Informationen und Unterlagen verfügen, um einen für alle zufriedenstellenden Aufbau von eHealth in ihrer Institution sicherzustellen.

Wohnen und Architektur im Alter – neues Dossier «Innenarchitektur»

Das Themendossier «Wohnen und Architektur im Alter » ist mit dem neuen Dossier «Innenarchitektur» erweitert worden.

Für immer mehr ältere Personen und insbesondere für Menschen mit Demenz werden angemessene Wohnformen benötigt. Umso wichtiger ist es auch, über ganz neue Wohnkonzepte nachzudenken. Der noch junge Ansatz der «Healing Architecture», der heilenden Architektur, eröffnet hier interessante Perspektiven.

Das neue Dossier zeigt auf, worauf bei der Innenarchitektur zu achten ist, und untermalt dies jeweils mit aussagekräftigem Bildmaterial. Licht, Stoffe, Farben, Raumorientierung und Möblierung haben einen grossen Einfluss auf das Befinden der Bewohnerinnen und Bewohner.

Austauschplattform Demenz

Anfang Juni 2016 fand in der Deutschschweiz die erste «Austauschplattform Demenz» statt. Ziel dieser informellen Plattform ist der Austausch unter Experten der stationären Demenzbetreuung. Daran teilnehmen können all jene, die in ihrer täglichen Arbeit mit Menschen mit Demenz zu tun haben – sei es als Wohngruppenleiter/-in einer Demenzabteilung oder Pflegewissenschaftler/-in mit Ausrichtung Demenz. Nebst Informationen zur Nationalen Demenzstrategie, zu den Aktivitäten von CURAVIVA Schweiz im Bereich Demenz, zu Neuerscheinungen sowie Plattformen etc. liegt der Schwerpunkt dieser Plattform beim Austausch unter Experten.

Nationale Demenzstrategie (Ziel 3.5)

CURAVIVA Schweiz (Fachbereich Menschen im Alter & Fachbereich Erwachsene Menschen mit Behinderung) und INSOS Schweiz haben im letzten Jahr den Lead des Zieles 3.5 «Verbesserung der Betreuung von Menschen mit Demenz im Langzeitbereich» innerhalb der Umsetzung der Nationalen Demenzstrategie übernommen.

Benno Meichtry
Leiter Ressort Gerontologie, Fachbereich Menschen im Alter von CURAVIVA Schweiz

Der Projektausschuss von CURAVIVA Schweiz und INSOS Schweiz hat beim BSV vier Teilprojekte eingereicht. Im Mai 2016 hat das BSV die schriftliche Zusage erteilt. Bis Ende 2016 sollen folgende Themen erarbeitet werden:

1) Definition Demenzbetreuung
2) Übersicht der in der Schweiz gängigsten Ansätze, Konzepte und Modelle in der Betreuung von Menschen mit Demenz
3) Best Practice: Erstellen einer Plattform. Hier können Institutionen, die sich in der Betreuung von Menschen mit Demenz besonders hervorgetan haben, ihr Modell, ihr(e) Konzept(e) sowie ihre Ansätze online stellen und so als Impulsgeber für Dritte dienen
4) Architektur für Menschen mit Demenz: Zusammenstellen der deutschen Literatur zu diesem Bereich und Erstellen einer Empfehlungsliste

Die Rubrik liegt ausserhalb der redaktionellen Verantwortung. Der Inhalt wird durch den Fachbereich Menschen im Alter von CURAVIVA Schweiz gestellt.

Bausteine für eine effiziente Verwaltung:

Lobos 3.X

Lobos

LOBOS Informatik AG

Auenstrasse 4
8600 Dübendorf

Airport-Business-Center 64
3123 Belp

Tel. 044 825 77 77
info@lobos.ch
www.lobos.ch

Unsere Software Lobos 3.X bietet die grösste Modulvielfalt, und unsere Mitarbeitenden verfügen über jahrelang gewachsenes Know-how – beides für die effiziente Verwaltung Ihrer sozialen Institution. So gewinnen Sie immer: Zeit und Geld natürlich, aber auch Freude an der Arbeit.

Wenn Sie wissen möchten, was mit uns und unseren Bausteinen alles möglich ist, fragen Sie uns oder unsere Kunden. Eine umfangreiche Referenzliste für den Branchenprimus Lobos 3.X finden Sie unter lobos.ch im Internet.